Expektorationen

über

den Sonntag.

(Aus der Pfalz.)

Von

Fritz von Mutterstadt.

Landau.

Druck und Verlag von Ed. Kaußler's Buchhandlung.

1861.

Werdet ihr mich aber nicht hören, daß ihr den Sabbathtag heiliget, und keine Last traget durch die Thore zu Jerusalem ein am Sabbathtage: so will ich ein Feuer unter ihren Thoren anstecken, das die Häuser zu Jerusalem verzehren, und nicht gelöscht werden soll.

Jeremias Kap. 17. V. 27.

Vorwort.

Unter die vielen Erbstücke unserer christlich deutschen Vorfahren, welche ihre Söhne und Töchter durchgebracht, gehört auch die rechte Sonntagsfeier. Es ist nicht zu sagen, wie viel geistigen, und gewiß auch leiblichen Segen wir damit eingebüßt. Die christliche Durchschnittsbildung hätte bei uns nie auf gegenwärtiges Niveau herabsinken, die Macht des Materialismus nie zur jetzigen Höhe aufsteigen, und die innere Leere und Unzufriedenheit, die derweilen wohl überpflastert, aber nicht ausgeheilt ist, nie so allgemein werden können, wenn uns die rechte Sonntagsfeier geblieben wäre. Ein Wendepunkt zum Bessern ist zwar an vielen Orten eingetreten: man fängt an zu fühlen, sich bewußt zu werden, was man verloren, und nach Maßgabe dieses Gefühls, dieses Bewußtseins, erwacht allmählig die Sehnsucht nach dem Verlornen. Man thut und hat bereits hie und da die ersten Schritte zur Wiedererlangung des verlornen Erbstücks gethan. Aber daß wir den rechten, vollen Sonntag schon wieder hätten, dazu fehlt viel, noch sehr viel. Der mannigfaltige Verkehr,

in welchen Verfasser dieses mit dem Volke gesetzt wurde, hat es ihm nicht zugelassen, sich in dieser Beziehung der Mitleidenschaft zu entziehen, und was er gesehen, gefühlt, erfahren, was er beim Sehen, Fühlen, Erfahren gedacht, dem hat er in nachstehenden Blättern Ausdruck zu geben gesucht. Ist's manchmal nicht ohne Affektus abgegangen, beklagt er's nicht, indem er weiß, daß er auf Seiten der Besseren steht, wenn er der Ansicht ist, daß unserem heutigen Intellektus mehr Affektus innewohnen müsse, wenn er lebendig und fruchtbar werden soll. Pantoffeln und Glaçehandschuhe sind dem Christen weder Markus 6, noch Epheser 6 geboten.

Dies möge den Titel — Expektorationen — wenigstens motiviren. Segne sie Gott zu seiner Ehre und der Leser Heil. Amen.

F. v. M.

I.

Thema einer Holzträgerin nebst angehängter Variation.

„Hab' ich einen rechten Sonntag gehabt, dann ist mir's die ganze Woche hindurch so leicht und wohl um's Herz, als käm' ich aus einem frischen Bade und hätte ein sauberes Hemd und neue Kleider angethan.“ So sagte mir eine bejahrte Frau, die neben mir unter einer schweren Last Holz den Mattsteg hinaufkeuchte. Mattsteg nennen die armen Mölschbacher scherzweise die letzte steile Anhöhe, welche sie zu ersteigen haben, wenn sie von Kaiserslautern her unter meist schweren Lasten in ihr Dorf heimkehren, wo es die letzten Anstrengungen, die letzten Seufzer, die letzten Schweißtropfen kostet. „Was nennt sie denn einen rechten Sonntag?“ fragte ich. „Wenn ich in der Frühe meinen Morgensegen gebetet, mein Bett gemacht, die Stube gekehrt und mich sonn-

täglich angezogen habe, dann geh' ich in die Kirche und erbaue mich da. Bin ich heimgekommen und habe ich zu Mittag gegessen, dann lese ich, oder mein Mann, oder Eines von meinen Kindern, ein Kapitel aus der Bibel, gehe darnach spazieren oder majen, und das nenn' ich einen rechten Sonntag," antwortete das Mütterchen.

Ich sah die Frau, eine verwitterte Menschenruine, die in hohem Alter noch nicht einmal die Wohlthat eines warmen Ofens sorgen- und mühelos genießen darf, von oben bis unten an, und konnte mich einer schmerzlichen Bewegung nicht erwehren. Die weiß, dachte ich, was der Sonntag ist, die weiß es besser, als der gelehrteste Professor. Und wie ein Harfenton bei nächtlichem Weinen, wie ein Regenbogen auf finsterer Wolkenwand, wie der Vollmond, welcher sich in der an der Wimper zitternden Thräne spiegelt, kam mir der Sonntag in einem solchen Menschenleben vor. O ihr armen Leute, wie gut ist's, daß der liebe Gott selbst den Sonntag eingesetzt, und demselben mit seiner Verehrung, mit der Ehre gegen Vater und Mutter, mit dem Eigenthum der Reichen, mit dem Leben sogar gleichen Werth, gleiche Heiligkeit beigelegt hat. Denn das wäre doch sonderbar, wenn das "Gedenke des

Sabbathtages, daß du ihn heiligest" der zehn Gebote weniger gelten sollte, als das "du sollst keine anderen Götter neben mir haben," "du sollst dir kein Bildniß machen," "du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen," "du sollst Vater und Mutter ehren," "du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen" u. s. w., mit welch' allem es doch in gleicher Linie steht. Nun darf euch dieses Heiligthum keiner antasten, und wäre er noch so hoch, mächtig und vornehm, der nicht auch das fünfte Gebot, den Gehorsam und die Ehrfurcht vor seiner eigenen Autorität über'n Haufen werfen will. Kein Reicher, und wäre er noch so reich, darf es wagen, in euern Frieden einzubrechen, eu're stille Ruhe am Sonntag zu stören, der nicht auch die Grundmauern seines Gehöftes abreißen, all' seinen Besitz, all' sein Habe entzäunen und preisgeben will. Unser Herrgott ist ein gar kluger Diplomatikus, der, um ein Stichwort der Weltleute zu gebrauchen, die Interessen der Menschen so in einander flicht, daß keiner die des andern verletzen kann, ohne seine eigenen zu verletzen. Haben die Mächtigen, oder die Reichen, oder die Frivolen, oder die Nimmersatten je euern Sonntag bedroht, so konnte es nie geschehen, ohne daß ihre eigenen Privilegien und Gerecht-

samen dabei Noth litten. Hatten diese dem vierten Gebot den Boden eingeschlagen, so legten die gemeinen armen Leute die Pietät gegen die andern Gebote bei Seite, schlugen auch diesen, dem fünften, sechsten und achten den Boden ein, und hielten jede Rebellion gegen alle in dem „Vater und Mutter" des fünften Gebots eingeschachtelten und verwahrten Autoritäten nicht nur für berechtigt, sondern erklärten auch das Eigenthum geradezu für Diebstahl, und einen Mord für eine Bagatelle. Ihr armen Leute, wie gut ist's, daß euch der Sonntag nicht durch einen bloßen Notariatsakt, oder durch eine bloße Constitution, oder durch eine im Kanzelleistyl gehaltene Konsistorialverfügung geschenkt, sondern durch Gottes Wort in wärmster und heiligster Weise verbrieft und versiegelt ist. Haben ihn euch Menschen auch geschmälert oder genommen, darf's jetzt doch als Attentat gegen Gottes Ordnung, als Rebellion, als abnormer Zustand gebrandmarkt werden. Solcher Zustand aber wird und muß vorübergehen, und würden ihn auch die Gesetze der Menschen, würde ihn auch die riesigste Majorität der Welt bleibend zu machen suchen. Gottes Rath geht nicht zurück vor Menschen That. Der Sonntag, auch der rechte Sonntag, ist und bleibt

euch, ihr lieben armen Leute. Darum getrost, nicht unaufhörlich dürft ihr die Ruder eu'res Lebenskahnes in die Fluthen tauchen; ihr könnt und möget sie bisweilen einthun und ohne Arbeit dahingleiten, und die Seele eintauchen in den blauen Himmel und in das flüssige Sonnengold, das aus der Tiefe eu'res Lebensstromes herausleuchtet. Nur auf dem Jupiter gibt's ewige Stürme, nur auf dem Saturnus ewige Nebel, nur auf dem Uranus eine ewige Nacht. Auf uns'rer Erde gibt's nach sechs Werktagen immer wieder einen Sonntag, auf unserm Alpenschnee blühen immer wieder Alpenrosen.

Fassen wir das vierte Gebot von dieser Seite, übersetzen wir das „du sollst den Sonntag heiligen" einmal in ein „du darfst den Sonntag heiligen," wie gewinnt's dann gleich eine andere Physiognomie, wie löst sich das Dur gleich in Moll auf, wie heben wir bisher unter der eingebildeten Last des Sonntags Gebeugten uns sogleich in die Höhe, dem belasteten Palmholz ähnlich. Um zu wissen, was man am Sonntag hat, wie unentbehrlich er dem Menschen ist, muß man etwas von seinem Segen erfahren, muß man ihm auf den Grund gesehen haben, wo sein Gold ruht und seine Perlen schlafen.

II.

Verdirb's nicht, es ist ein Segen darinnen.

Nicht die reellen, die handgreiflichen Erfolge, nicht die sichtbaren Resultate sind die einflußreichsten, die schätzbarsten Wirkungen vorausgehender Ursachen, obgleich von der Menge, deren Maßstab allein Elle und Pfundstein ist, dafür gehalten; sondern die geistig fühlbaren, die inwendigen, geistig durchsäuernden und belebenden. Ein neues Herz, ein christlicher Sinn ist tausendmal mehr werth, als tausend sichtbare, nach der Schablone eines äußeren Gesetzes vollzogene Handlungen. Wer gute Grundsätze, gesunde Anschauungen, gesunden Willen und richtiges Gefühl hat, der kann zwar aus Schwachheit oder Uebereilung einmal in einen Irrthum oder Fehler fallen, aber es ist dann für ihn der Fehler oder Irrthum eine abnorme Erscheinung, gegen die sein Inneres reagirt, die er bereut, und zwar bereut nicht wegen der nachtheiligen Folgen, wegen der Strafe, sondern aus innerem Mißfallen. Obgleich diese Wahrheit auf dem Markte des Lebens wenig Geltung hat, so wird ihr dennoch unbewußt von Vielen gehuldigt. Der aufrichtigen Reue verzeiht Jeder gern einen

Fehler oder Irrthum. Es ist die Macht, die Majestät der guten Grundsätze, der inneren Sittlichkeit, die ihren Einfluß geheimnißvoll ausstrahlt und andere, ohne daß sie es ahnen und sich Rechenschaft davon zu geben wissen, zur Anerkennung und Huldigung bewegt und zwingt. Einem Taglöhner, einem Knecht, einer Magd von wiedergebornem Herzen, von christlich guten Grundsätzen, vertrau' ich mein Eigenthum viel lieber an, lege ich das Haupt viel lieber zum Schlummer in den Schooß, und hätten sie sich auch hin und wieder Fehler und Irrthümer zu Schulden kommen lassen, als einem Subjekte, das von Vogtischem oder Moleschottischem Moralhäcksel angefüllt ist, die Unsterblichkeit des Menschen, das jüngste Gericht, Himmel und Hölle leugnet, mit Proudhon meint, Eigenthum wäre Diebstahl. Bei wem wiegt nicht der Eid eines an den lebendigen persönlichen Bibelgott Glaubenden unendlich schwerer, als der Eid eines Thoren, der da spricht: „Es ist kein Gott?“ Ich habe in meinem Leben Leute kennen gelernt, welche Feinde alles positiven Christenthums waren, wenn sie aber Kapitalien auszustellen oder Gesinde zu dingen hatten, gaben sie unter sonstig gleichen Verhältnissen jederzeit den Personen von entschieden christlichem Glauben und

Leben den Vorzug vor denen ihrer eigenen Gesinnung. — Der kürzlich verstorbene englische General Havelock war ein ebenso tapferer Soldat als frommer Christ. Viele, darunter auch sein Obergeneral, hatten's häufig über seine Frömmigkeit ihren Spott. Da kam einmal die unerwartete Nachricht, es war in Indien, daß der Feind angreifen wolle. Der Obergeneral beordert einen Offizier, schleunigst einen bestimmten Posten zu besetzen. Allein der Befehl kann nicht ausgeführt werden, weil dessen Leute sämmtlich betrunken sind. „Nun, so bringt Havelock meinen Befehl,“ lautet die Antwort des Obergenerals auf diese Nachricht, „der und seine Heiligen sind immer bereit.“ Und der mit seinen „Heiligen“ sonst immer verspottete Havelock war bereit und schlug den Feind. — In Stuttgart lebte vor mehreren Jahren ein höherer Offizier. Alles Christenthum, Christus und ewiges Leben waren ihm Fabeln und Mährlein und dienten ihm nur zu Scherz und Zeitvertreib. Dagegen war seine Gattin voll evangelischen Glaubens, voll Gottesfurcht und Liebe zu ihrem Heiland. Die Zwei hatten eine einzige Tochter. Was die Mutter an der Tochter gut machte, an Glaube und Frömmigkeit in ihrem Herzen aufbaute, verdarb

der Vater durch seinen Unglauben wieder und riß es nieder. Da wurde das Töchterlein krank, und alle Anzeichen verriethen, daß ihre Krankheit unheilbare Schwindsucht ist. Angst und Verzweiflung um das einzige geliebte Kind ergreift den Vater, Tag und Nacht bringt er an seinem Krankenbett zu. Sein Spott über Religion und Glaube war verstummt. Die Mutter, obwohl in tiefer Betrübniß und fortwährend innerlich weinend, hat sich in des Herrn Wille ergeben und sucht ihr liebes Kind christlich auf das Ende vorzubereiten. Sie hatte es ihm mit dem Ausgang der Krankheit endlich kein Hehl mehr. Da, in einer der letzten Nächte des Kindes auf Erden, sitzt der Vater am Krankenbette und bewacht jeden Odemzug des Lieblings. Todesmatt erhebt sich das Kind, blickt umher und läßt endlich das Auge auf dem niedergedrückten Vater ruhen. Es sucht seine Hand, und nach einiger Erholung, den Blick fortwährend auf ihn gerichtet, spricht es mit matter schmerzlichbewegter Stimme: „Lieber Vater, wenn's nun mit mir zum Sterben kommt, o sag' mir jetzt, soll ich auf deinen Glauben oder auf den Glauben der Mutter sterben?“ Lautweinend fiel der Vater über sein Kind hin und rief unter Küssen und Schluchzen: „Um

Gottes Willen, stirb auf den Glauben deiner Mutter!"

So ist auch der reichste Segen des Sonntags nicht der handgreifliche, sichtbare, sondern der, wenigstens für die Sinnlichen und Materiellen, also weitaus für die meisten in dieser Zeit, unmeß- und unwägbare, inwendige, geistigdurchsäuernde und belebende. Schon das, daß der Sonntag an eine andere Welt als diese von Koth und Stein mahnt, ist ein unendlicher Segen. "Wir beten am Sonntag in aufrechter Stellung, weil dieses uns ein Bild ist der zukünftigen Welt, auf welche wir warten," sagt Basilius der Große. Vielleicht resultirt hieraus, aus dieser einzigen Mahnung der größte Kulturtheil, dessen die Christen vor andern Nationen voraus sind. Eine ganze Welt voll Sittlichkeit und höherer Wahrheit schläft keimartig in dieser Mahnung. Wie der Sonntag unter all' seinen Brüdern der schönste, die Blume und Blüthe und Perle der Tage ist, der von dem Fluchwort nicht getroffen wird: "im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," sondern der gesegnet ist vom Herrn, damit der Mensch an ihm ruhen, beschauen, heiter und fröhlich sein könne, so spiegelt sich in ihm die andere Welt als eine viel schönere, glücklichere und wünschenswer-

there, denn diese Werktagswelt. Nennt doch die Bibel das Leben der Frommen in der Ewigkeit einen ununterbrochenen Sabbath. Welch' ungleich höhere edlere Richtung, welch' ungleich edleres Ziel gibt daher der Sonntag dem Menschen, als die Werktage. Und wer es erfahren, wie es das Geistige, die Macht der Ideen, wie es Wahrheiten und Gedanken sind, welche am tiefsten und weitesten wirken, welche die Einzelnen und die Massen bewegen, in Fluß bringen, umgestalten, auswirken, Physiognomie geben — man denke an die evangelische Rechtfertigung allein durch den Glauben —, der wird es wenigstens ahnen, welch' einen Adel der Sonntag allein dadurch dem Menschen aufdrückt, daß er die Signatur trägt, welche Kolumbus seinem Schiffe gab: „desidero novum mundum."*) Sobald das Morgenroth des Sonntags über dem Menschen aufgeht, gibt der steinerne Memnon seinen Ton, fährt ein Gottesodem in den todten Adam, der ihn lebendig macht und auf die Füße stellt. Von nun an hat der Mensch mit dem Menschen des Herrn Vogt oder mit dem Mastvieh keine gleiche Bestimmung mehr. Von jetzt an hat er eine Moral, weil einen Glauben.

*) Ich suche eine neue Welt.

III.

Sie sind allzumal Sünder.

Der Mahnung an die andere Welt bedürfen nicht allein die niederen Volksklassen, die sich bloß mit dem Materiellen beschäftigen, die Handarbeiter, Taglöhner, Handwerker, sondern auch die sogenannt Gebildeten, Vornehmen bis zu den gekrönten Häuptern hinauf, ein Lazarus, wie der Reiche im Purpur und in köstlicher Leinwand. Das menschliche Herz ist sich von Natur überall gleich, neigt überall mehr oder weniger nach dem Gemeinen, Niederen, Materiellen. Auch die Beschäftigungen, auch die Güter, auch das Ziel der Gebildeten, sofern diese nicht wiedergeboren sind, das geoffenbarte Sonntagsbewußtsein nicht in sich tragen, sind rein materieller, niederer Natur, und sehen sie noch so geistig aus. Führen diese Beschäftigungen, diese Güter, führt dieses Ziel nicht bis an die Grenze, wo es heißt: „hier beginnt eine neue Welt;“ wecken sie nicht wenigstens die Ahnung von einem Ueberirdischen, lassen sie von dieser Erde, von diesem allgemeinen Nebo nicht hinüberschauen in ein Land der Verheißung, werden sie nicht mit dem Gefühle, mit dem Bewußtsein, einem

Jenseits anzugehören, gethan und erstrebt, so lassen sie ebenso gemein wie die niederste Handarbeit, wie Schweinehüten, Holzhacken, Graben u. s. w. Unsere Gebildeten in den höchsten Ständen, die nichts wissen von der Bedeutung des Sonntags, denen das Siegel eines himmlischen Bürgerthums nicht aufgedrückt ist, um deren Wesen nicht bereits der Adel, der Duft des geistlichen Menschen schwebt, sind in Wahrheit ungebildeter, roher, gemeiner, als unsere niedersten Taglöhner und Handwerker, deren Streben über das Materielle, über die Sterne geht. Die Schlange und Kröte, die im Staube kriecht, und wäre sie noch so schön gefleckt, hat doch den Adel des Schwanes nicht, der sich im Morgenroth badet, oder des Adlers, der in seinem grauen Gefieder der Sonne entgegensteuert. Weil diese gebildeten Leute nicht so in's Grobe greifen, nicht so plump und handgreiflich sündigen, wie die niederen, weil sie sich über die massiven Laster und Gebrechen noch alteriren können, so meinen sie von feinerem Stoff und besserer Construktion, so meinen sie weniger Sünder zu sein, als der Pöbel. Und am Ende beruht all' ihre vermeintliche Sittlichkeit auf nichts weiter, als auf elender erbärmlicher Feigheit, die es wegen der äußeren Folgen

nicht wagt, ihr Inneres ganz und gar herauszukehren. Inwendig fühlen, denken, kalkuliren sie gerade wie der Mensch vom niedersten Stande. Ließen sie sich nur einmal von der Moral des Evangeliums in's Verhör nehmen, würden sie bald finden, daß es keine Niederträchtigkeit, keine Gemeinheit, keine Infamie, kein Laster gibt, damit sie sich nicht schon besudelt und entehrt haben. Aber jeder tiefer einfühlenden Moral gehen diese Leute aus dem Wege, um in ihrer kannibalischen Weltseligkeit nicht beunruhigt und gestört zu werden. — Ist daher mehr wie komisch, von reichen, aufgeputzten, bewürdeten, gelehrten Leuten öfter zu hören, daß der Sonntag wohl nöthig sei für die niederen ungebildeten Volksklassen, nicht aber für sie. Was sich die gebildeten Leute nicht alles einbilden! Wohl wahr, für diejenigen, welche äußerlich alle Tage Sonntag haben, scheint der rechte Sonntag weniger nothwendig, aber er scheint auch nur. Denn im Grunde genommen ist das „nicht mit Händen Arbeiten,“ ist das „geistig Beschäftigtsein“ dieser Leute so wenig ein Sonntagsleben, ein Bewußtwerden eines himmlischen Bürgerthums, als das Träumen ihres Jagdhundes zu ihren Füßen. Sie bedürfen, wollen sie nicht unter die Zahl der Ungebildeten,

Rohen und Gemeinen gehören, ebensowohl der Sonntagsmahnung an das Jenseits, als die von ihnen ungebildet genannten Handarbeiter. Und weil ihnen oft selbst das Bedürfniß einer solchen Mahnung abhanden gekommen ist, sind nicht selten viele von ihnen zu einer Stufe der Gemeinheit herabgesunken, wo sie dem Thiere gleich geworden sind, und sich von demselben höchstens noch durch die äußere Form, durch ein feineres, raffinirteres Genießen unterscheiden. Wie sich die Teufel der besessenen Gergesener zu den Schweinen, so fühlen sich diese Menschen zur Thierwelt, als dem ihnen Verwandten überhaupt hingezogen. Als Zeugen hiefür dürften aus neuerer Zeit die gelehrten Vogts, Moleschotts, Büchners u. s. w. anzuführen sein, die von ihrem rein werktagsmäßigen Standpunkt aus den Menschen geradezu nur als Thier zu bezeichnen wissen. Diese Bezeichnung ist nun vollkommen richtig in Beziehung auf die sonntagslosen Vogts u. d. g., unrichtig aber, wenn sie auf den ärmsten Proletarier angewendet werden will, der ein Sonntagsbewußtsein hat; denn dieser ist mehr als der Professor Vogt und seines Gleichen, er ist ein Mensch.

IV.

Sonntag, Freiheitstag.

An dieses Sonntagsbewußtsein, wie ich es geradezu nennen will, schließt sich das Herauswachsen aus dem Diensthause, aus der Knechtschaft der Materie, und das Hineinwachsen in die Freiheit des Geistes. Der Sonntag macht den Menschen zu einem freien Menschen, und ist zugleich die stärkste Garantie und das sicherste Bollwerk gegen Verknechtung, gegen einen Sklavensinn des arbeitenden Volkes. So lange wir einen Sonntag haben, d. h. wie wir ihn nach der Anordnung der Bibel haben dürfen und sollen, so lange unser Volk an dem rechten Sonntag Theil nehmen darf, ist seine Freiheit gesichert. Die gesunde echte Freiheit wird zur Karrikatur, schwindet, seitdem der Sonntag zur Karrikatur geworden und aus Sitte und Leben geschwunden ist. Die Herren Sklavenhalter wissen es recht gut, warum sie ihren Sklaven die Theilnahme an den Segnungen des Sonntags, am Gottesdienst u. s. w. wehren oder doch erschweren. Man gebe Edom einen Sonntag, einen rechten Sonntag, und der Mund wird ihm schon aufgehen zu einem „gib frei welche du drän-

geſt.“ Was auch geſchehen mag, welche Hebel auch in Bewegung geſetzt, welche Anſtrengungen auch gemacht werden mögen, um die Menſchen aus den Stricken und Banden einer unwürdigen Knechtſchaft zu befreien, zu tüchtigen, ſich in Selbſtzucht nehmenden, ſich ſelbſt beherrſchenden Perſönlichkeiten auszubilden, ſie werden umſonſt ſein, wenn ihnen der rechte, volle, unverkümmerte Sonntag nicht gegeben wird. Eine Ahnung hievon ſpricht ſelbſt aus einem Proudhon heraus, der doch als Prieſter einer Scheinfreiheit der wahren Freiheit gegenüberſteht, wie Kaiphas dem Heiland der Welt. Wer ſich von dieſer Wahrheit überzeugen will, werfe nur einen Blick auf die Völker der Gegenwart. Er wird ſich bald überzeugen, daß der Grad von Freiheit und Rechtsbewußtſein, welchen ein Volk einnimmt, mit der Feier des Sonntags, ich meine nicht einer unaufrichtigen, polizeilich aufgezwungenen und aufgedrungenen, ſondern einer aufrichtigen, wahrhaftigen Feier, im Verhältniß ſteht, die unter ihm gepflegt wird. Es iſt unbegreiflich, und doch auch wieder leicht begreiflich, wie unſere demokratiſchen Kampfhähne der Freiheit darauf ausgehen können, das Volk für Freiheit zu revoltiren, ohne auf die allein wahre Grundlage der Freiheit, auf den rech-

ten Sonntag durch Wort und Wandel hinzuweisen. Es ist dies der deutlichste Beweis für die Stupidität dieser seinwollenden Volksfreunde, welche weder die Genesis der Freiheit, noch ihre Geschichte verstehen. Es ist allerdings hie und da gelungen, durch das Beil der Revolution die Götzenbilder der Tyrannei zu zerschlagen, aber die Tyrannei selbst hat dieses Beil nie getroffen. Darum ist die tyrannische Gewalt, sobald sie den Händen einer Partei entwunden war, sogleich in die Hände einer andern Partei übergegangen, wo sie nicht minder ist mißbraucht worden. Wurde sie heute einem willkürlichen Despoten abgenommen, so bemeisterte sich ihrer morgen eine übermächtige Soldateska oder eine rohe leichtfertige Volksmenge, die schon am Abend wieder jene Freiheit mit Füßen trat, welche ihre Brüder am Morgen mit Blut und Leben erkauft hatten. Wer der Väter Freiheit will auf die Enkel vererben, der arbeite am Volk, indem er es lehrt, vor der Majestät des Sonntags das Knie zu beugen.

Was den Menschen knechtet, ist das Endliche, das Materielle, außer ihm wie in ihm. Ist dies allein Gegenstand seines Strebens, so wird er nicht nur seiner irdischen, sondern auch seiner überirdischen Seite nach davon

gefangen genommen. Diese Gefangennehmung bannt seine Seele in einen Kreis, welchem sie nicht angehört, welcher ihrer Natur zuwider ist, der sie einengt und in ihren natürlichen Funktionen hemmt. Die Seele eines vom Endlichen gefangenen Menschen ist wie eine Taube unter einem Korbe. Diese kann ihre Flügel, die ihr zum Fliegen gegeben sind, nicht entfalten und zu natürlicher Bestimmung gebrauchen. Sie ist, wie Prometheus, an einen Felsen geschmiedet. Nur ist dieser über die Seele gestülpte Korb, sind die am Felsen haltenden Bande oft so fein und unsichtbar, wie das Netz des Vulkan um das Lager der lüderlichen Venus, so daß sie die Augen der sinnlichen Menge meistens nicht wahrnehmen. Daher kommt es, daß diese Menge häufig auch solche Leute für frei passiren läßt, die zur Unfreiheit des Monstrums Kaliban oder eines Thieres herabgesunken sind. Wer aber, der einen Begriff von wahrer Freiheit hat, wird einen von seiner Sinnlichkeit gebundenen, von den Geistern des Irdischen beherrschten Menschen für einen freien erkennen? Wer den sinnlichen Mächten des Geizes, der Habsucht, der Wollust, des Schwelgens, des Lügens, des Stehlens gehorcht, gehorchen muß, oft unter dem Widerstreben eines unterdrückten, zertre-

tenen Gewissens, unter den peinlichsten Windungen einer seufzenden Seele, oft mit thränendem Auge, der ist ein Sklave, der zieht als Sklave an dem, wenn auch unsichtbaren Triumphwagen eines Tyrannen. Die Bibel, die tiefste und scharfsinnigste Psychologie, hat diese sich als Freiheit maskirende Knechtschaft durch und durchgeschaut. Und für so sich von selbst verstehend, für so wenig des Redens werth hält sie das gewonnene Resultat, daß sie dasselbe mit den paar schlichten Worten proklamirt: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht“ (Joh. 8, 34). Beobachtet man solche Knechtsseelen nur einen Augenblick, so gewahrt man gleich die Eselsohren unter dem übergezogenen Löwenfell. Bei allem Brüllen von, bei allem Rasen für Freiheit, ducken sie sich, wenn sich die hochgehaltene Materie als Widerstand nur von ferne zeigt, springen von der Fährte der Freiheit ab, sobald ein Köder ihrer Sinnlichkeit, ein Amt oder deß etwas, rechts oder links neben ihnen niederfällt. Freiheit ist ihnen ein einexerzirter, widernatürlicher Begriff, wie das militärische Reglement jener Hunde, welche alsobald aus dem Gliede sprangen und die Prügel wegschmissen, als die von einem Gatzvogel hingeworfene Bratwurst auf die Bühne fiel. Aber der übergestülpte Korb

fährt auf die Seite, die Bande reißen, der Fels stürzt in den Abgrund, der Bann ist gelöst, sobald das Wort „Sonntag“ ausgesprochen ist. Dies Wort reißt den Vorhang vor dem andern Leben entzwei, bringt im Menschen das Bewußtsein seiner Bestimmung zum Aufdämmern. Welch' eine Welt von neuen erhebenden, veredelnden Anschauungen, Empfindungen, Hoffnungen und Entschließungen mit diesem Bewußtsein aufgehen mag, ja aufgehen muß, davon kann sich wohl ein Herz, das solches erfahren, in der Stille Rechenschaft geben, beschreiben aber läßt es sich nur schwer. Einem solchen Herzen mag es sein, wie jenem Könige Englands, der fern seiner Liebe und seinem Volke seine Tage im Kerker vertrauerte, als einst Harfenklang und ein Lied, das nur ihm und seinem treuen Blondel bekannt sein konnte, durch die Mauern des Thurmes klang, und ihm, da er die zweite Strophe sang, von außen die liebe Freundesstimme aus der Heimath antwortete: „O Richard, o mein König!“ Ein solches Herz ist, um ein Bild F. W. Krummachers zu gebrauchen, der Schwan, der von Gewässern fern auf trockenem Lande geboren, traurig die Flügel senkte, nicht wissend was ihm fehle, aber wohl fühlend, daß er in seinem Elemente sich nicht

befinde. Nachdem er nun lange unstät und suchend umhergeirret, sieht er sich plötzlich am Gestade eines See's. Nun kennt er sein Element. Mit ausgebreiteten Flügeln stürzt er sich in die lockenden Wellen hinein, und wie neugeboren segelt er in stiller Majestät daher. Die erste Folge von dem Ausflug einer solchen Seele in das neue Leben ist die Herabsetzung der Taxe alles Irdischen, alles Materiellen. Der Mensch ist von demselben nicht mehr gefangen und gehalten, sondern ist, wenn auch noch nicht faktisch, in der Peripherie, doch prinzipiell, im Centrum, Herr über dasselbe geworden. Das Materielle steht jetzt in der zweiten Linie seines Strebens und muß zurücktreten, wo die höhere Welt ihre Ansprüche erhebt. Das Bessere im Menschen, der Geist, und zwar der vom Lichte der höheren Welt erleuchtete Geist, also der wahre Mensch, und nicht mehr der Leib oder das Thierische, ist jetzt das Herrschende. Die Seele ist jetzt zu ihrem Rechte gekommen, ist frei, und während sie im Menschen das Steuer lenkt, ist der ganze Mensch frei und herrscht über das Materielle, über die Erde, wozu er ursprünglich als Krone der Schöpfung, als Ebenbild Gottes berufen war. Seine Hände und Füße, seine Augen, Ohren und Zunge thun jetzt

auch ihre irdischen Dienste, aber sein Herz und Sinn bleibt über all' dem frei. Ja, der Mensch wird in dieser Freiheit noch treuer und pünktlicher über seinem irdischen Dienst, als er es früher war, weil mit dem Ausblick in ein neues besseres Leben auch die Forderung, sich für dieses Leben zu qualifiziren, durch die Treue im Kleinen die Treue für's Große zu lernen, ein besserer Mensch zu werden, an ihn herantritt. Diese Freiheit ist demnach keine zügellose, sondern eine Freiheit, die sich erst recht zügelt, eine Freiheit, die sich selbst bindet und beschränkt. Gerade weil es hier der Mensch selbst ist, der sich bindet, gegen die knechtenden Einflüsse der Sinnlichkeit abschließt und sich nur von seinem besseren Theil bestimmen läßt, ja von seinem geistigen Mittelpunkt aus sich selbst bestimmt, ist er frei in der rechten Weise. Der rechten Freiheit folgt daher die rechte Gebundenheit, und es ist deßhalb nie Grund vorhanden, in der rechten Freiheit eine Gefahr für bestehende Ordnungen, für Gesetzlichkeit, für Glück und Friede zu sehen. Von ihr, aber auch nur von ihr gilt die Schiller'sche Sentenz:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht,
Vor dem freien Mann erzittere nicht."

Es ist schon so oft gesagt worden, daß es

lächerlich scheinen könnte, es noch einmal zu sagen, und doch kann es nicht oft genug gesagt werden, daß Freiheit ohne Beschränkung ein Unding ist. Soll aber die Beschränkung die Freiheit selbst nicht wieder aufheben, dann muß sie Selbstbeschränkung sein. Soll Selbstbeschränkung möglich werden, dann muß der Mittelpunkt des Menschen, welcher beschränkt, mächtiger sein, als die in den Extremitäten, in der Peripherie wohnende Willkür, ungesetzliche Lust, Sünde. Das kann dieser Mittelpunkt, weil selbst der Herrschaft der Sünde unterworfen, nicht aus und durch sich selbst sein, so wenig ein Schwacher Stärke aus sich selbst schöpfen, ein Kranker die Heilkraft aus seinem eigenen kranken Wesen holen, ein Hungriger oder Durstiger sich mit seinem Hunger oder Durst satt machen kann. Der moralisch kranke, zum Herrschen unfähig gewordene Mittelpunkt des Menschen muß seine Heilung und Stärkung von außen her erhalten. Von wo und wie? Auf diese Frage vermag keine Weisheit der Welt Antwort zu geben, sie kommt dem Fragenden nur aus dem Jenseits, wohin der Sonntag Herz und Sinne richtet; sie kommt dem Fragenden nur von dem einzig untrüglichen Orakel, von dem Worte Gottes. Nach ihm erhält der Mensch die Kraft

zum neuen, im Geiste, in der Freiheit zu führenden Leben, durch das Hereinnehmen — Glauben — der sündlosen und darum vollkommen gesunden, freien, normalen Persönlichkeit des Erlösers. Indem dieser der geistige Mittelpunkt des Menschen wird, beginnt in ihm das Leben der Freiheit, bestimmt und beschränkt sich der Mensch selbst. In Christo allein, diesem geistigen Bethesda, diesem geistigen Jordan, badet der Mensch seinen geistigen Aussatz, seine Sünde, seine Schwachheit und Unfreiheit ab, welchen alle Wasser Amana und Pharphar zu Damaskus nicht wegzunehmen vermögen. Demnach kann nur eine christliche Persönlichkeit im wahren Sinn des Wortes frei sein (Joh. 8, 36). Wie wenig andere Persönlichkeiten wirklich frei sind, davon geben, außer ihren vom Fleisch eingegebenen Gesinnungen, die regelmäßigen Rückfälle in die Knechtschaft ihrer Lüste, so oft sie einen Akt der Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung an sich versucht haben, den deutlichsten Beweis. Der Eckensteher Nante hatte sich eines Tages vorgenommen, den Branntwein zu meiden. Am ersten Wirthshaus kam er glücklich vorüber. Als er sich dem zweiten näherte, sprach er im stolzen Gefühle des errungenen Sieges zu sich selbst: „Nante, du bist ein

Held gewesen, du darfst jetzt eine doppelte Portion nehmen.« So durchbrechen die innerlich nicht freien Persönlichkeiten, wenn sie sich einmal ein moralisches Gebiß haben anlegen müssen, die Schranken nachher um so wilder, wie Buben allemal am liebsten im tiefsten Kothe waten, wenn man ihnen die Sonntagskleider angezogen hat.

Niemand wird leugnen, daß eine in rechter Freiheit stehende Persönlichkeit auch auf dem Gebiete leiblicher Arbeit unendlich mehr werth ist, als ein Sklave, sei es seiner selbst oder anderer irdischer Mächte, denken wir uns diese Persönlichkeit als Dienstbote, als Familienglied oder als Bürger. Sie ist selbstständig, und braucht in ihren Pflichten nicht nothwendig von äußern Zuchtmitteln bedingt und getrieben zu werden. Sie ist treu. Ihr Interesse bemißt sich nicht nach dem ihr zufallenden Vortheil oder Nachtheil, sondern nach dem engeren oder weiteren Zusammenhang der Pflicht und der Aufgabe für die höhere Welt. Daher wird eine solche Persönlichkeit in Erfüllung ihrer Pflicht nie zurückstehen. Augendienst, halbe Arbeit, Veruntreuung, Betrug oder Diebstahl wird bei ihr mit Wissen und Willen nie vorkommen, wenn gleich auch sie, durch die Macht der Umstände dahingenom-

men, aus Schwachheit oder Uebereilung noch fehlt. Dagegen wird sich eine solche Persönlichkeit auch in Gegensatz stellen gegen alles Knechtende, ihre höhere Würde Befleckende. Und dies sollte ihr von den über ihr Stehenden nie verdacht, noch weniger erschwert oder gar verboten und unmöglich gemacht werden. Denn wenn eine Persönlichkeit gehindert wird, gegen die höchste Autorität, gegen Gott und das höhere Leben, gegen ihr besseres Selbst treu zu sein, werden alle Vorbedingungen, wird jede Grundlage der Treue gegen andere Menschen vernichtet. So klagen viele Obere über Mangel an Treue bei den Unteren, und sind selbst die mächtigsten Faktoren der Untreue, indem sie ihre Untergebenen hindern, gegen Gott, gegen sich selbst treu zu sein, d. h. das Abc der Treue aufzusagen. Diese Leute haben oft Logik studirt, leben und handeln aber allem gesunden Menschenverstande zuwider. Sie sehen nicht ein, wie sie ihre Untergebenen, indem sie dieselben zur Untreue gegen Gott und ihre heiligsten Pflichten verleiten, untreu gegen sich selbst, die Verleiter, machen. Auch der nicht studirte Mensch hat eine Logik, eine instinktive Logik, die viel kürzer und sicherer schließt, als eure erstudirte Logik. Gebt ihr diesem nicht studirten Men-

schen nun falsche Vordersätze, so macht er ganz folgerichtig Schlüsse, worüber, wenn sie euch unangenehm werden, ihr als gescheidte Leute nicht erstaunen solltet. Wenn es ihrem Bewußtsein auch nicht zum Auseinandersetzen klar begreiflich ist, so fühlen es die untergeordneten Leute doch recht gut aus ihrer praktischen Vernunft heraus, daß, wenn man sie nöthigt, die höhere Treue zu brechen, man ihnen kein Gewissen zu machen berechtigt ist, wenn sie die niedere Treue nicht halten. „Den Tempel habt ihr zerstört, wozu bedarf es noch seiner Priester?“ gab Titus den aus den Tempelflammen um Gnade rufenden jüdischen Priestern zur Antwort. Eine Krankheit hat lange nicht da ihren Sitz, wo sich der Grind, der Ausschlag zeigt. Bei den Untergebenen kommt oft die Untreue als grobsinnliches Faktum an den Tag, ist aber von denjenigen geistig eingeboren, die es verwünschen und bestrafen, von den Oberen. Diese sind nicht selten die Väter, jene nur die Mütter der Untreue. Wie sollen Untergebene aus wahrer Herzenstreue den Oberen zu Gehorsam und Dienst sein, wenn diese Oberen grundsätzlich die höhere Treue gegen unsern Herrgott nur, als aus einem contrat social hervorgegangen, behandeln, die sie brechen dürfen, und oft in

all' ihren Organen wirklich brechen, so oft es mißverstandener Vortheil heischt? Ja, wenn diese Oberen oft selbst das Volk nöthigen oder veranlassen, die höhere Treue gegen Gott und gegen sich selbst, d. h. gegen sein unsterbliches Theil, zu brechen? Wie soll ein Dienstbote mit Aufrichtigkeit und Herzenstreue seiner Herrschaft ergeben sein, wenn er diese Herrschaft ihre Treue gegen Gott und Christenthum ohne den geringsten Skrupel brechen sieht, so oft es ihr Eigennutz oder auch nur das eigene Behagen zu fordern scheint; wenn diese Herrschaft oft selbst den Dienstboten nöthigt oder veranlaßt, gegen Gott und gegen sich selbst Untreue zu üben; wenn sie ihm Gebet, Gottesdienst, Bibellesen und frommes Wesen verhöhnt und verpönt, ja sogar verbietet? Wer den Hund gegen seinen Wohlthäter hetzt, wird selbst von ihm gebissen. Der Kaiser Constantin scheint davon ein besseres Verständniß gehabt zu haben. Der wollte einmal seine Hofleute auf die Probe setzen, wie sie es mit ihrem Christenthum meinten. „Wer nicht des folgenden Tages den Götzen opfert,“ läßt er ausgehen, „der ist seines Hofdienstes verlustig.“ Bald finden sich leichtfertige Gesellen, die sich angeben, sie wollen willig und gerne ihrer Majestät gehorsamen. Es treten aber auch

herzu etliche aufrichtige ehrliebende Herzen. „Allergnädigster Herr und Kaiser,“ sprechen die, „nächst Gott ist uns unter der Sonne Niemand lieber als eure Majestät. Wir wollen für eure Majestät sterben willig und gern, nur den Götzen zu opfern, wolle uns eure Majestät nicht zumuthen, denn es ist wider Gott, wider uns're Ehre und unser Gewissen.“ Da schlägt der Kaiser los und wendet sich zu den unbeständigen Wetterhähnen. „Ihr treulosen Buben,“ spricht er, „wie solltet ihr mir treu sein, dieweil ihr euern Seelen, eurer Seligkeit, euerm Gott, euerm Gewissen, eurer Religion und euerm eig'nen Herzen untreu werdet! Trollet euch bei Sonnenschein aus meinem kaiserlichen Hof.“ Die andern aber, die ihrer Religion treu blieben, erhob der Kaiser zu hohen Ehren. „Denn,“ lautete seine Erklärung, „auf die kann ich mich verlassen.“ Wer treu gegen Gott und sich selbst ist, kann nicht anders, als auch treu gegen And're sein. Und ein solcher ist allein der Freie, denn er bedarf keines äußeren Gesetzes; sein Glaube, seine Gottesfurcht und Gottesliebe ist die ihn treibende Kraft. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2 Kor. 3, 17).

V.

Gießt nur Wasser auf's Opfer, Gott wird 's Feuer schon schicken.

Es ist von der tiefsten Bedeutung, daß das Sonntagsbewußtsein von den Wächtern des Volks, von den Oberen gepflegt, gegen Verkümmerung in Schutz genommen wird, nicht aber als etwas aus bloß polizeilichen, menschlich irdischen Rücksichten Hervorgegangenes, sondern als etwas auf der göttlichen, sich im Ueberirdischen verlierenden Autorität des Herrn Beruhendes. Es ist von der tiefsten Bedeutung, daß dem Volke der Sonntag frei erhalten, und daß es Niemanden gestattet werde, es in der Begehung der äußeren Feier desselben zu hindern. Denn ist es auch der Fall, daß eine Sonntagsfeier vorerst rein äußerlich, daß einem Sonntagfeiernden die Bedeutung des Sonntags noch nicht aufgegangen, daß aus der kriechenden Raupe des Thiermenschen der Schmetterling des Christenmenschen noch nicht herausgebrochen wäre, so ist ihm das Klima der äußeren Sonntagsfeier nur um so nothwendiger, damit die einschließende Larve auszeitige und leichter springe. Es ist von der tiefsten Bedeutung, ich wiederhole es, daß das

Sonntagsbewußtsein durch Erhaltung einer äußeren Sonntagsfeier geweckt, genährt und gestärkt werde. In dem Sonntagsbewußtsein wurzelt alle Treue und Sittlichkeit, und da nur dieses Holz materielle Blüthen treibt, auch aller zeitliche Reichthum und Wohlstand. Unter den sieben Wochentagen ist der Sonntag der einzige, den Gott gesegnet hat; daher kann nur von ihm ein Segen auf die sechs Werktage ausströmen, wenn sie gesegnet werden sollen. Werktage, ohne den Sonnenschein und Segen des Sonntags, sind nichts als Fluchtage, im Angstschweiße des Angesichtes verbracht. Zwar bin ich überzeugt, daß eine Persönlichkeit, in welcher der Funke des Sonntagbewußtseins eingeschlagen, zu viel Adel hat, als daß sie sich den Tag der Freiheit abzwingen oder abkaufen ließe. Bei jedem Attentat auf dieses Wappenschild ihrer Ahnenschaft würde sich der Stolz eines Paulus in ihr regen, der lieber sterben will, als daß er sich seinen Ruhm zu nichte machen ließe. Wer aber diesen Tag, dieses Erstgeburtsrecht dennoch um ein Linsengericht hingibt, wer diesen Theil seines väterlichen Erbguts dennoch durchbringt, der verdient auch, daß sein Name vom Stammbaum des Königs der Könige getilgt werde, und er seinen Bauch fülle mit Träbern,

welche die Säue essen. Doch wie gesagt, eine solche Herabwürdigung ist bei demjenigen unmöglich, der einmal in das vollkommene Gesetz der Freiheit geschaut hat. Vielmehr muß und wird sich bei diesem eine seinem Sonntagsbewußtsein entsprechende Sonntagsfeier ausbilden, wie sie in der aus evangelischem Glauben, aus evangelischer Anschauung herausgebildeten Sonntagsfeier der evangelischen Kirche gegeben ist. „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Jeder Gedanke, um so mehr ein göttlicher Gedanke, jedes Bewußtsein, ist es anders wahr, verdichtet sich in räumlicher und zeitlicher Erscheinung, bildet sich seine Form, seinen Leib an. Es gehört zur Akklimatisirung alles Ueberirdischen, wenn es in diese Zeitlichkeit eintritt, daß es sich, um nutzbar werden zu können und vor jedmöglicher Verletzung gesichert zu sein, in den diesseitigen Stoff kleidet, mit dem rauhen harten Panzer des Irdischen umgibt, in eine zeitlich räumliche Form eingeht. Das Wunder der Inkarnation oder Fleischwerdung Gottes, wie es sich in seiner großartigsten, erhabensten Weise plötzlich und auf einmal in Christo Jesu vollzog, setzt sich daher durch die ganze Geschichte hindurch fort, wiederholt und vollzieht sich, so lange der Himmel über der Erde offen steht, und die

Engel Gottes auf und niedersteigen. — Die in der Bibel gebotene Sonntagsfeier ist eine so nothwendige, folgenrichtige und natürliche, daß sie sich, auch wenn sie nicht in der Bibel vorgebildet und geschildert wäre, mit einer gesunden, menschlichen Entwicklung von selbst ebenso hätte ergeben müssen. Ein Gedanke, ein Bewußtsein, eine Wahrheit ohne Auswirkung und Ausgestaltung einer Form ist ein Todtgebornes. Und diejenigen, welche ein Sonntagsbewußtsein, also ein Bewußtsein von einem himmlischen Bürgerthum anerkennen, und doch keine Sonntagsfeier zugeben oder üben, sind wie Leute, die vom Feuer verlangen, daß es nicht brenne, vom Wasser, daß es nicht naß mache. Wer diese hindert, erstickt jenes in seinem Blut. Wer es aber zu keiner Sonntagsfeier, zu keinem rechten Sonntag will kommen lassen, der lösche nur das Sonntagsbewußtsein aus, und er wird seinen Zweck vollständig erreichen. Die falschen Freiheitsapostel scheinen dieses wohl begriffen zu haben. Um dem Volke die Sonntagsfeier mit ihrem Segen, mit ihrer freimachenden Gnade zu nehmen, um es zu jenem Sklavensinn herabdrücken zu können, in welchem es nach Willkühr zu gebrauchen leicht ist, unterziehen sie sich nicht der langwierigen Arbeit, dasselbe nach und nach von den Zei-

chen seiner höheren Würde zu entkleiden, ihm seinen Christenglauben, seine Christensitte stückweise vom Leibe zu reißen, sondern löschen ihm sein Sonntagsbewußtsein, den Glauben an sein ewiges Bürgerthum aus, und stellen es dadurch mit einem einzigen Rucke in seiner ganzen natürlichen Blöße und Schande hin. „Der Mensch ist ein Thier,“ sagt Vogt und seine Spießgesellen, und hin ist der Sonntag, die Freiheit, die persönliche Würde und die Treue gegen alle Autoritäten wie gegen sich selbst. Von nun an ist der Mensch ein gegossenes Kalb. Er ist durch den Raub seines Sonntagbewußtseins entmenscht, wie ein Aal entmannt ist, sobald man ihm ein Eisen auf den Kopf legt. Was wir thun können, um den Fall dieser Königsburg im menschlichen Herzen, den Raub dieser Königskrone, des Sonntagbewußtseins, zu verhüten, ist Stärkung und Sicherung der Außenwerke, der Sonntagsfeier, gegen Angriff und Verletzung; das Uebrige wird Gott thun. So lange die Mauern Jerusalems unverletzt standen, war der Tempel gesichert. Aber es ist die Klugheit der Kinder dieser Welt, die in einem Bileam, dem Sohne Beors, dem Moabiterkönig Balak rieth, Israel zur Sünde wider den Herrn zu verleiten, damit es sich den

Fluch Gottes zuzöge, alsdann würde er es überwinden können.

VI.

Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Es ist jedoch nicht nöthig, daß sich das Sonntagsbewußtsein seinen Leib, seine äußere Sonntagsfeier, erst von uns anbilden lasse. Dieselbe war da, sobald auf dem Weg der Offenbarung jenes Bewußtsein in diese durch die Sünde getrübte Welt hereingekommen war. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß nicht auch diese Sonntagsfeier einen geschichtlichen Prozeß hätte durchlaufen müssen. Allerdings enthielt sie schon in ihren ersten Anfängen alle Grundzüge der Idee, des Gedankens, den sie repräsentirte, spiegelte allerdings das Wesentliche des Sonntagbewußtseins schon treu und vollkommen ab, war mit allen Grundtönen schon besaitet, um den Akkord des Sonntagbewußtseins ausklingen zu lassen. Aber deßwegen war nicht ausgeschlossen, daß nicht auch diese Grundzüge im Laufe der Zeit sich vermannigfaltigten, in eine Vielheit heraustraten,

nach Volk, Zeit und Ort sich nuancirten, und der Akkord sich zur Kadenz, zum Thema fortbewegte. Auch die Sonntagsfeier hat eine Geschichte. Ihre Nothwendigkeit und ihren ersten Ausdruck findet diese Feier im vierten Gebot, welches in seinem tiefen Inhalt zwei Lebensregungen anschlägt, eine leibliche und eine geistige, deren erstere unter dem Gesetze, deren letztere unter dem Evangelium vorwiegend ist. Jene vollzieht sich in einem Ruhen, Ablassen von irdischen Sorgen und Thun und Arbeiten, diese in einem Ruhen nicht von, sondern in geistigem, vielmehr geistlichem Leben, in einem Ruhen in Gott. Beide Regungen müssen bei einer normalen Sonntagsfeier neben einander hergehen, doch so, daß jemehr sich diese Feier ihrer himmlischen Figura, ihrem Ideale nähert, die geistige oder geistliche Regung die durchdringende, vorwiegende und herrschende wird. — Wie dem Menschen durch die Sünde das höhere Bewußtsein überhaupt abhanden gekommen, oder doch wenigstens getrübt worden ist, und dadurch das Hereinstellen einer Offenbarung nothwendig wurde, so sank ihm durch die Sünde auch das Sonntagsbewußtsein unter den Gesichtskreis, und wurde die spezielle Offenbarung desselben nothwendig. Aber wie oben bemerkt, alle Gottesge-

danken streben nach Verkörperung. Daher folgt auch hier auf das A das B, auf das Sonntagsbewußtsein die Sonntagsfeier, zuerst im Ruhen von irdischer Arbeit. „Du sollst kein Werk thun.“ Und wie schön, wie scharf entwickelt sich von diesem Kerne aus auf dem Offenbarungswege, in dem wieder auf's neue in die Welt hereingeleiteten Strome eines von allem Sündigen und Kranken geschiedenen Sinnes und Lebens, diese Feier! Vor allem ist es die Universalität und Solidarität aller Gottesgedanken, welche auch in der Offenbarungsentwicklung der Sonntagsfeier an uns herantreten. Da ist keine Atomistik, keine Zerbröckelung, keine Kasuistik, keine Gesetzesmacherei und Gesetzestreiberei, obgleich bei aller Großartigkeit und lebendigen Zusammengehörigkeit auch das Einzelnste und Kleinste, auch der Knecht, die Magd, das Vieh, der Acker nicht vergessen ist. Das ist eine ganz andere Humanität, als die unserer Philantropen. Hier lagert Zeug für ein ganzes Heer von Vereinen; oder vielmehr, hier schlummert eine präservative Macht, welche, wenn man sie sich entwickeln und in unsere Verhältnisse eingehen läßt, ein ganzes Heer von empfindsamen Vereinen mit all' ihrer gesetzlichen, katholischen Vielgeschäftigkeit aufwiegt und überflüssig macht.

Alle Kreatur, Alles, Alles soll seinen Sonntag haben. Und zwar der Mensch nicht blos im Ruhen von irdischer Arbeit, sondern auch im Ruhen in Gott. Während sein Leib ruht, soll die Seele Himmelfahrt halten, darf aus der Fremdlingschaft auf einen Tag in's liebe alte, durch allen Lärm und alles Wirrsal unaufhörlich hindurchrufende Vaterhaus heimkehren, und wie die ewige Werkmeisterin, die göttliche Weisheit, bei dem Vater sein, ihre Lust haben und vor ihm spielen. Darf sich eintauchen in's Gnadenmeer, in den krystallenen Lebensstrom, der von dem Stuhle Gottes und des Lammes ausgeht, neue Lebenskräfte sammeln und sich anfrischen für die weitere Pilgerreise durch die Sandwüste dieses Lebens. Dieser Sonntag, dieser Siebentag, windet und schlingt sich stätig und ununterbrochen aus seinem unscheinbaren Kern heraus durch, in ihrer Siebenheit immer größer werdende Zeitabschnitte, Sonntags- oder Sabbathswochen, Sabbathsmonate, Sabbathsjahre, Sabbathsäonen, krönt diese Zeitabschnitte wie eine Sternenguirlande, und setzt sich endlich als ewige Krone auf das Haupt der Zeit, um sie mit ihrer Sehnsucht und Heimweh weckenden Herrlichkeit zu umleuchten. Das Leben der Seligen in der Ewigkeit ist ein ununterbrochener Sabbath.

Schauen wir den Abglanz dieses ewigen Sabbaths einmal näher an, wie er sich in dem nach evangelischem Glauben entwickelten Sonntag spiegelt.

VII.

Und wenn der liebe Sonntag kommt, sind alle Leute froh.

Der Samstagabend läutet und leitet den Sonntag ein. Von allen Enden der Gemarkung, aus Flur und Wald rufen die an diesem Abend ausnahmsweise verdoppelten Glockentöne die Arbeiter heim. Durch alle Gassen laufen diese Töne, schlagen an allen Werkstätten, Thüren und Läden an, schreien in alle Winkel: „Feierabend, Feierabend!“ Auch ein verschlossener Sinn, auch ein verhärtetes Herz kann sich der vielleicht halb untergegangenen Jugenderinnerung nicht erwehren, und ahnet's wie im Traum: „Morgen ist der Sabbath der heiligen Ruhe des Herrn (2 Mos. 16, 23).“ Der Pflug wird abgespannt, der Karren wird heimwärts gekehrt, der müde Arbeiter richtet sich auf, wirft die Hacke auf die Schulter und eilt mit dem beglückenden Bewußtsein, vor

einer Pause seiner Mühsal und Last zu stehen, dem rauchenden Schornsteine, dem lieben Familienkreise entgegen. Der Handwerker legt sein Werkzeug nieder, die Werkstätte schließt sich, das Klappern der Fabriken verstummt, und stille, wie ein Zug Wolken, breitet sich die Ruhe über die Erde aus. Nach eingenommenem Nachtessen sammelt der Familienvater, als Hauspriester, seine Angehörigen um den Tisch, wobei auch Knecht und Magd nicht fehlen dürfen, liest das Evangelium oder die Epistel des morgenden Sonntags, betet aus seinem Schmolke, Stark, Kapff den Abendsegen, und entläßt sie mit dem Segen des Herrn. Vielleicht stimmt er auch ein „Nun ruhen alle Wälder,“ oder deß etwas an. Die sorgsame Hausfrau macht sich jetzt über das kleine Volk mit Wasser und Seife her. Die Flachsköpfe werden gekämmt, die Werktagskleider sammt alter Wäsche auf die Seite gethan, das Schuhwerk wird gesäubert, reine Hemden, Kittel und Schürzen werden zurechtgelegt, wobei des Vaters Sonntagsstaat nicht vergessen wird. Ist, was hindert und nicht helfen kann, aus den Füßen gethan und zur Ruhe gegangen, dann wird das Schadhafte der Kleider ausgebessert, die Stube aufgeräumt und gefegt, damit am nächsten Morgen alles

zum Kirchgange fertig und bereit ist. Endlich, vielleicht ist's Mitternacht, löscht die Mutter das Licht, und geht auch sie mit einem „walt's Gott“ zur Ruhe. Ob über ein Haus, wo man also zur Ruhe gegangen ist, nicht die Engel Gottes herabkommen müssen, um, wie die sechzig Starken Salomos, das Bett zu umstehen und Schlaf und Traum zu hüten, mag und will ich nicht verreden.

Die Sonntagsfrühe bricht an. Vater und Mutter, vielleicht auch das Gesinde aus großer Ermüdung, thun sich gütlich uud schlafen ein Stündlein länger wie gewöhnlich. Aber das Duodezvolk, wie kommt's doch, das sonst jeden Morgen zur Schule oder Arbeit geweckt und gleichsam mit dem Hebebaum aus dem Bette geholt werden muß, regt und juckt schon alle Glieder, flüstert und kichert schon eine ganze Stunde vor der gewöhnlichen Aufstehzeit, und kann es heute nicht erwarten, bis das Frühstück auf dem Tische dampft. Die weiche, eindrucksempfängliche Kinderwelt fühlt sich instinktartig von der Freiheit, von dem Segen des Sonntags so lebendig angeweht, daß ihr die Geduld reißt, bis sie zu dessen Genuß herandarf. Uns alten, ledernen Reflexionsmenschen sind solche Gefühle fremd oder doch nicht mehr mächtig genug, den Schlaf zu

brechen. Wir denken bei diesem Sonntagshunger der Jugend, wie der alte abgestandene Eli beim Anblick der betenden Hanna: „Ei, wie lange willst du trunken sein?“ Die Mutter steht auf, setzt das Frühstück an's Feuer, während dessen auch Vater und Kinder die Betten verlassen. Sind die Kinder gewaschen und angekleidet, ist das Nöthigste geschehen, geht's unter Jubel und Springen um den Tisch her, und nachdem die Stimmen und Stimmchen ein liebliches Morgenlied, „Wach' auf mein Herz und singe,“ oder „Heut' ist der Tag der heil'gen Ruh', der Sabbathtag erschienen,“ oder sonst eines gesungen, wird zum Kirchgange gerüstet. Da es rathsam ist, daß Jemand zu Hause bleibt, so wechselt die Hausmutter oder eine erwachsene Tochter mit der Magd im Besuche des Gottesdienstes ab. Die Versäumung dieser Pflicht von Seiten der Hausgenossen sollte von den Herrschaften eben so wenig nachgesehen werden, wie die jeder andern. In Schleswig gibt es noch Bauern, welche einen Knecht, eine Magd nur dann dingen, wenn diese versprochen haben, allsonntäglich die Kirche zu besuchen. In der Pfalz dagegen haben selbst manche katholische Herrschaften lieber evangelische, als katholische Dienstboten, weil jene weniger Feiertage haben und

seltener die Kirche besuchen, als diese. Da die Schärfung der Gewissen, die Weckung und Belebung der Furcht vor Gott, die Ausströmung der friedebringenden und liebezündenden Gnade in Christo Jesu, die von jedem Gottesdienst auf die Theilnehmer ausgeht, selbst wenn sich diese dessen nicht bewußt werden, auch den Knechten und Mägden zu gut kommt, so liegt es, man verzeihe den Ausdruck, im eigenen Interesse der Herrschaften, ihrem Gesinde nicht nur die zum Besuche des Gottesdienstes nöthige Zeit zu gönnen, sondern es selbst zur Ausübung dieser Pflicht zu veranlassen. Sie, die Herrschaften sind es ja zunächst, denen die Zinsen des aufgebesserten inneren Kapitals ihrer Dienstboten zufließen. Was durch die Gottesdienste oder durch den Sonntag vom Gesinde scheinbar versäumt wird, kann durch den im Gottesdienst gewachsenen Glauben, Treue und Liebe, den Herrschaften tausendfach wieder ersetzt werden. Während, was die Herrschaften durch, ihren Dienstboten aufgezwungene Sonntagsarbeit, Abhaltung vom Gottesdienste, scheinbar gewinnen, tausendfach durch das rissig und löcherig gewordene Gewissen derselben die Werktage hindurch wieder verloren geht. Denn die Arbeitenden machen sich auch ihre Glossen über das Ding, was man

Gewissen heißt, wenn sie die Herrschaften so leichtfertig damit umspriugen sehen. „Wenn es mir erlaubt ist, ja, wenn du mich dazu nöthigest, meine Pflichten gegen meinen Gott und meinen Glauben zu brechen, dann brauche ich meine Pflichten gegen dich, der du nur mein zufälliger menschlicher Herr bist, auch nicht zu erfüllen.“ Dieser Schluß drängt sich auch dem Stumpfsinnigsten von selbst auf. Die wachsende Unredlichkeit, Untreue, der pure Augendienst des arbeitenden Standes, worüber heute so Viele klagen, sind eine natürliche Folge der Gottlosigkeit und Gottentfremdung, welche die Reichen und Vornehmen mittelbar oder unmittelbar in diesen Stand eingestreut und großgezogen haben. Jetzt, wo die Frucht ihrer Aussaat zu Tage tritt, schlagen diese Kurzsichtigen die Hände über'm Kopfe zusammen und fragen: „was will das werden?“ Mir kommt diese Erscheinung gar nicht auffallend vor. Sie ist die einfache Bestätigung der uralten Wahrheit: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten.“ Wer den Teufel an die Wand malt, darf sich nicht beschweren, wenn er erscheint. Woran man sündigt, daran wird man nach Gottes heiliger Ordnung gestraft. Ihr waret die Tyrannen eurer Knechte und Mägde, habt ihnen den Tag der Freiheit verkürzt, geraubt,

die Heiligthümer ihres Herzens, ihre Gottesfurcht, ihren Glauben, ihren vom Elternhaus mitgebrachten frommen Sinn, ihren Herrgott gewaltsam entrissen, dafür entwenden sie euch heimlich, verschlagener und listiger Weise eure Heiligthümer, eure Götter, d. i. euern zeitlichen Mammon. Ihr habt in euern Dienstboten das Gewissen niedergetreten, erwürgt, jeden Aufschrei desselben mit Hohn und Spott und Verachtung beantwortet, dafür treten nun diese gewissensleere Bestien eure Interessen in den Staub, und thun an euch nicht mehr, als absolut nothwendig ist, um Kost und Lohn zu salviren. Ihren Gott und Heiland habt ihr diesen Armen todtgeschlagen, ihr Paradies ihnen vergiftet, ihren Himmel ihnen zertrümmert, dafür sind sie nun hin und wieder zu Einem von euch in einer einsamen, unerwünschten Stunde gekommen, diese Gewissensleeren, und haben unter vier Augen mit ihm abgerechnet. Die Armen habt ihr gelehrt aufhören zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Da wollten sie, nachdem ihr eig'ner Himmel dahin war, einmal in den Himmel so vieler Reichen hinein. Aber diese Reichen wollten ihren Himmel, ihre Paläste, ihre Houris, ihre Tafeln und Becher und Gewänder, ihr Gold und Silber mit diesen „Proletariern" nicht theilen.

Und da haben denn die letzteren, mit ihren Räubern auf einsamem, über den Abgrund der Versuchung führenden, keinen Ausweich darbietenden Steg Aug im Auge, zugegriffen, und weil's ja doch kein Gewissen, keinen Gott und keine Ewigkeit mehr geben durfte, Platz gemacht. Keine Polizei auf Erden sieht ja in's Verborgene. Es ist eine furchtbare Nemesis, die in Gestalt eines Lakeien, einer Zofe, neuester Zeit mit dem Beil oder Giftbecher durch die Gemächer mancher Herrschaften geht. Der gestoßene und getretene Wurm bäumt sich auf, erhebt sich als Drache, und speit Feuer und Schwefel auf seine Peiniger herab. — Und wie sind es Familien, die um jeden Preis den Gebildeten, den Aufgeklärten und Humanen beigezählt werden wollen, die bei allen Freiheitsbestrebungen am ersten und lautesten um die Ecke schreien, welche ihre Dienstboten so unwürdig und unmenschlich behandeln! Wie vieles könnten auch in dieser Beziehung diese Leute aus der verachteten Bibel, von dem obskuren Moses lernen, wenn ihr schwacher Magen, ihr zum Schatten eingeschrumpfter Geist im Stande wäre, solche gesunde, kräftige Nahrung zu kosten und zu verdauen. Wenn ihr sie aber nicht verstehen und begreifen könnet, die Rechte eurer Dienenden, wer gab euch

Befugniß, sie ihnen zu verkümmern? Rechte, die ihnen Gott selbst garantirt hat? Ihr meint, man könne euch diese Verkümmerung wenigstens nicht wehren, weil die weltliche Gesetzgebung die göttliche Garantie nicht acceptire? Wohl wahr, daß euch die weltlichen Gesetze nicht verbieten wie sie sollten, eure Knechte und Mägde, euer Vieh und den Fremdling am Sonntag arbeiten zu lassen, aber schon der Respekt vor der Freiheit, eure vermeintliche Bildung und Humanität sollte euch dies untersagen. Wer da so schön singen und deklamiren thut,

„Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt,"

von dem sollte man auch in Wirklichkeit etwas Herzlichkeit und Liebe gegen deu Nebenmenschen, selbst in der Person eines Knechtes, einer Magd, erwarten dürfen. Da hiezu ein Freiheitsbegriff, eine Bildung und Humanität wie die eure, wenig Hoffnung gibt, so danken wir Gott, daß es euch nicht gelungen ist, Gottes Wort völlig abzuschaffen. Es bleibt uns doch so die Hoffnung, ja die Gewißheit, Zeit und Umstände werden den Fürsten und Regierungen die Ohren schon stellen, daß Gottes Wort bei ihnen eingeht und bezüglich des Tages der Freiheit seine, mit Erlaubniß, volle Anerken-

nung und menschlich obrigkeitliche Sanktion findet. Die Arbeitenden selbst aber sollten sich nie so weit herabsetzen, beim Verdingen und Lohnmachen ihren Sonntag, der neben ihrem Recht auch ihre Pflicht ist, zu verhandeln. Jeder sollte sich den Sonntag mit seiner Freiheit, wenigstens den Gottesdienst, vorbehalten, wie es eines freien Menschen würdig ist. Wollen die Arbeitenden überhaupt einer Verbesserung ihrer Lage entgegengehen, so haben gerade sie am wenigsten Ursache, nicht zu wünschen und mit zu helfen, daß Gottes Wort in Lehr und Leben zur Anerkennung gebracht werde, weil gerade vor diesem Worte kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib ist, sondern alle nur Einer sind in Christo Jesu (Gal. 3, 28). Unter allen Dienenden sind in dieser Hinsicht keine blinder und vernagelter, als das Proletariat, der Schwanz der Bildung, die Halbgelehrten, Schreiber, Provisors, Kommis und dergleichen. Während sich diese Troßbuben der Kultur mit sammt ihrer Sonntagsfreiheit um einige Thaler monatlichen Lohns an ihre Prinzipale, gleich Sklaven, verkaufen, wie der Neger sein Kind um ein Glas Branntwein verkauft, geberden sie sich in den Assembleen, oder wo sie sonst zugelassen werden, wie He-

roen der Freiheit. Bei dem gewöhnlichen Mangel an gründlicher Bildung, bei dem gewöhnlichen geistlichen Verkommensein dieser Menschensorte kein Wunder. Auf niedrigem Standpunkt hat man immer beschränkten Horizont. Hörte ich doch jüngst einen Kommis in K., einer pfälzischen Stadt, sich öffentlich gegen seine Kollegen rühmen, daß er vom „Unser Vater," dem „Apostolischen Glauben" und all' diesem Firlefanz kein Jota mehr wisse. Ein schallendes Bravo begrüßte diese Heldenworte. Wie viele Gelehrte sogar mögen mit diesem Kommis auf gleicher Höhe der Bildung stehen? Leider, leider sind nur zu viele uns'rer heutigen Gebildeten, wie sie Mephistopheles zeichnet:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Knecht und Magd gehen also mit der Familie gemeinschaftlich zum Gottesdienst. Nichts vielleicht schließt die Herzen inniger an einander, weckt mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit, als gemeinsamer Gottesdienst, das mit einander im Gebet Stehen vor dem Herrn, der gemeinsame Erguß im Lied, das Trinken

aus Einem Kelche, das Essen von Einem Brode. Ich kann mir's nicht versagen, hierüber das Urtheil eines Laien, des Kulturhistorikers Riehl anzuführen, das er in seinem Buche „die Familie“ niederlegte. „Wenn der Familienvater,“ sagt dieser Mann, „auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kinder und Gesinde — das ganze Haus — um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des „Hauses.“ Darum ist er, ganz abgesehen von seiner sittlich religiösen Bedeutung, auch in sozialem Betrachte Gold werth. Wenn man nicht in die Kirche gehen konnte, dann las nach alter Sitte der Hausvater dem ganzen „Hause“ am Sonntag-Morgen aus der Postille vor. Am Weihnachts- und Neujahrsabend versammelte er das „Haus“ um sich und las ein Kapitel aus der Bibel; das Gleiche geschah wohl auch an jedem Sonntag-Abend. Ging die Familie zum Abendmahl, dann sprach der Hausvater als Eröffnung des Ganges zur Kirche ein Gebet in der Familienhalle. Bei vereinzelten Bauernschaften geschieht

4*

das Alles noch. Merken die städtischen Väter denn nicht, daß sie mit dem Aufgeben dieser Sitte freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der Hand gegeben haben? Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seines Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem ganzen Hause vorzubeten, nicht so leichtsinnig wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht darin für einen stolzen Geist, als in einer ganzen Kollektion von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der „feingebildete“ Nachbar möge sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause; aber viel zu sein, Priester und Herr zu sein, deß' schämen sie sich! „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt,“ wie's in dem alten Burschenlied heißt. Denn es gehört mehr Muth und begeisterte Ueberzeugung dazu, in der Sitte, im sozialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen, als im politischen.“

Es müßte ein schlimmer Gottesdienst sein oder ein hartes Herz, das sich nicht durch denselben gehoben, erfrischt und gestärkt fühlte, welches aus dem in evangelischem Gebet und Lied und Predigtwort fließenden Gnadenborn

nicht neue Lebensluft und Lebenskraft für die Arbeit, Mühe und Sorge der neuen Woche schöpfte. So lange Gottes Wort die Seele unserer Gottesdienste ist, werden sie immerhin ein Bethesda bleiben. Ueberdieß empfängt die Gesinnung der Liebe und des Mitgefühls im Gottesdienst durch die Gelegenheit, das christliche Almosen zu geben, einen besondern Anreiz und Nahrung. Der Nachmittagsgottesdienst, oder wenn auch nur Christenlehre, wird ebenso gewissenhaft besucht, wie der Frühgottesdienst. Sind die öffentlichen Gottesdienste vorüber, hat sich die Seele erlabt und gesättigt, dann darf auch dem Leibe seine Freude und seine Erquickung werden. Allerdings nur solche Freude und Erquickung, welche der Ehre Gottes keinen Eintrag thut, und wobei die Seele keinen Schaden nimmt. Ein Spaziergang in der freien Natur, ein unschuldiges Spiel, Unterhaltung durch Kunstgenuß, Musik, Poesie, selbst eine besondere Tafelfreude, sind keineswegs dem Christen am Sonntage verboten. „Die Feiertage,“ so Rothe in seiner Ethik, „sind wesentlich Tage der Freude, auch der nicht lediglich religiösen.“ Die vielen Aufmunterungen zur Freude, die vielen Anregungen und Aufrufe zur Lust und Wonne, welchen wir im alten und neuen Testamente be-

gegnen, beziehen sich gewiß nicht blos auf rein geistlichen Genuß. Daß sie von Vielen allein darauf bezogen, in dürregeistiger, nicht wenig nach Rationalismus riechender Weise gedeutet werden, ist wieder ein Beweis, wie wenig Verständniß viele, selbst bessere Christen für den Realismus der Bibel haben, und wie sehr sich das warmblütige Leben des Christenthums in den kalten, starren Begriff verflüchtigt hat. Nicht nur bei den Frommen des alten, sondern auch bei denen des neuen Bundes, mischen sich mit dem Geistlichen ihrer Festfreuden Erquickung und Genüsse des Leibes. — Oder die Familie vergesellschaftet sich, um etwas Erbauliches zu lesen, zu erzählen, zu besprechen. Der Hausvater, die Hausmutter läßt sich von den Kindern die während der Woche erlernten Katechismuslektionen, ein geistliches Lied hersagen, und erklärt, erläutert, bespricht mit ihnen das Hergesagte. Wenn das Gesinde in diesen Kreis nicht herangezogen werden will, dann wird dasselbe mit einem guten Buch versorgt, falls es nicht einen Spaziergang oder eine sonstige geziemende Unterhaltung vorzieht. Nach dem Nachtessen wird wieder gemeinschaftliche Andacht gehalten. Ist solches geschehen, dann bleibt es jedem Einzelnen überlassen, den Rest des

Abends daheim, wenn nur in des Tages würdiger Weise zuzubringen. Ist nur einmal das Sonntagsbewußtsein im Herzen lebendig geworden, dann wird sich das Einzelne der Sonntagsfeier schon geben und an einander fügen, und seine rechte Weihe empfangen. Der Geist ist's auch hier, der da lebendig macht.

VIII.

Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze.

Ich frage, wenn jeder Christ, wenn jede Familie des Dorfes, der Stadt, den Sonntag in angedeuteter Weise feierte, müßte der Einfluß einer solchen Sonntagsfeier nicht außerordentlich segenbringend sein? Wie viele Excesse würden vermieden, wie viele Rohheiten und Uebelthaten unterblieben, wie viele das Leben und Lebensglück vergiftende Gräuel und Frevelthaten würden nicht geschehen! Werden doch, nach Ausweis der Statistiken, aus Schuld heutiger schlechter Sonntagsfeier, die meisten Ungebührlichkeiten am Sonntage verübt. Mit wie ganz andern Köpfen, mit wie ganz anderen, frischeren, konzentrirteren Kräften, mit wie ganz anderm Frohsinn und Le-

bensmuth ginge der Arbeiter am Montage wieder an sein Tagwerk, als nach einem jetzt üblichen Sonntage. Wie viel gewänne der Wohlstand, die Ordnung, die Reinlichkeit, wie viel die Innigkeit und Liebe des Familienlebens der Arbeitenden, die sich während der ganzen Woche nur an diesem einzigen Tage als Angehörige, als Familie sehen und fühlen lernen. Wie viel gewänne der innere Mensch dieser Leute, denen nur an diesem einzigen Tage Zeit und Muse wird, sich mit Geistigem zu befassen, die ausgehungerte und ausgetrocknete Seele mit einem geistigen Bade zu erquicken, im Sonnenschein der Gnade zu erwärmen und zu erlaben. Wir Vögel unter dem Himmel und Lilien auf dem Felde, die wir nicht zu säen und zu ernten und in die Scheune zu sammeln, nicht zu arbeiten und zu spinnen, kurz nicht uns die ganze Woche hindurch um's tägliche Brod zu mühen und zu plagen brauchen, sondern täglich unsere beliebigen Ruhestunden wählen, im Kreise unserer Familie weilen und uns, ohne körperlich erschöpft zu sein, hinter Bücher der Erbauung und Belehrung setzen dürfen, wir vermögen es kaum zu ermessen, was ein christlich zugebrachter Sonntag dem Arbeiter, und durch ihn auch uns einbringt. Es ist gar kein Zweifel,

daß der Segen eines recht gefeierten Sonntags, welcher nicht sichtbar ist, wenigstens nicht im Augenblick, welcher sich erst nach langer, langer Zeit und nur als Produkt, Ausfluß vieler einzelnen Faktoren, d. h. sowohl vieler einzelnen eine Gemeinde, eine Nation, eine Kirche bildender Individuen, als auch vieler eine Reihe von Jahren hindurch heilig gehaltener Sonntage, bemerkbar macht, der Segen also, den man nicht mit der Elle messen, nicht mit der Wage wiegen, nicht nach Geld taxiren kann, noch unendlich größer ist, als der reelle, augenblickliche, greif- und taxfähige Segen.

Daß einmal bei einer strengen, gewissenhaften Sonntagsfeier das zeitliche Einkommen, der irdische Wohlstand keinen Abbruch erleidet, davon kann sich Jeder überzeugen, der auch nur im Vorübergehen auf die Verhältnisse des Sonntagfreundes einen Blick wirft. Es wohnt und weht bei ihm ein ganz anderer Geist, denn sonstwo, welcher Geist sich demjenigen, der Sinn und Augen dafür hat, in hundert und hundert selbst geringfügigen Aeußerlichkeiten kundgibt. Betreten wir die Wohnung eines Sonntagfreundes, so leuchtet uns Reinlichkeit, Ordnung und Geschmackssinn von allen Seiten entgegen. Es kann sein,

daß seine Vermögensverhältnisse ungünstiger sind, als die seines Nachbarn, aber dennoch sieht es bei ihm wohnlicher und behäbiger aus. Ueberall, vor und in dem Hause, sind die Spuren des Besens sichtbar. Die Fenster sind hell, das Holzwerk ist frei von Staub und Spinnenwebe. Wohin der Blick fällt, weilt er mit Wohlgefallen, weil er überall dem Versuche, dem Streben begegnet, den Gedanken des Schönen, wenn gleich nur auf niederer, populärer Stufe, zu verwirklichen. Das wenige Geschirr der Küche, die öfter zugleich Hausflur ist, glänzt und leuchtet in wohlgereihter Ordnung von Sauberkeit. In der Stube, die vielleicht der ganzen Familie Tag und Nacht zum einzigen Aufenthaltsort dient, steht Alles an seinem Platze. Die Betten sind zwar über und über geflickt, aber reinlich. Auf dem Bret über dem Tische steht die Bibel, Gebet- und Gesangbuch, und selbst an einem Anflug von Luxus, an einzelnen, die Wand schmückenden Bildern und andern Kunstsachen fehlt es nicht. Derselbe Ordnungs- und Reinlichkeitssinn des Hauses ist in den Kleidern der Familie bemerkbar. Alles ist ganz und rein, und wo das Ganze Miene macht, auseinanderzugehen, da ist es mit Faden und Lappen zusammengehalten. Die Mahlzeiten haben ihre bestimmten

Stunden und sind reicher, nahrhafter, appetitlicher, als die der Sonntagsfeinde. Ist der Sonntag gekommen, so dampft auf dem Tisch nicht selten noch ein Extrabissen. Ist auch möglich, weil hier gar viele Trink- und Spielkreuzer gespart werden, welche in dieser Weise der Familie zugutekommen können. Wenn ich bei Hausbesuchen nach mancher schmutzigen, von Unordnung angefüllten Wohnung, oft wohlhabender Leute, plötzlich von einer solchen, in Ordnung gehaltenen, behaglichen, reinlichen und heimlichen Wohnstätte überrascht wurde, so habe ich mich selten getäuscht, wenn ich daraus auf eine fromme Sonntagsfeier der Bewohner geschlossen habe. Bis in die Vorrathskammern, bis in die Viehställe hinein war diese Sonntagsweihe, diese Zucht und dieser Ordnungssinn oft sichtbar. Wie sich die Häuser der Sonntagsfreunde vor denen der Sonntagsfeinde auszeichnen, so auch die Dörfer, Städte und Länder, wo eine strenge Sonntagsfeier noch Sitte und herrschender Charakter ist. In dem armen Landkommissariat Pirmasens zeichnen sich die Oerter Rumbach, Hinterweidenthal durch sichtbaren Wohlstand, durch tüchtige Feldkultur, gut unterhaltene Wege und solid gebaute Häuser vor allen andern Dörfern der Umgegend so sehr aus, daß ein hoher

Beamter auf seiner Rundreise im Jahre 1854 den ihn begleitenden Landkommissär fragte: „Was waren das für schöne Dörfer, die wir vor und hinter Dahn passirten?“ Der Herr Landkommissär nannte Rumbach und Hinterweidenthal und fügte bei, daß dieses die besten und wohlhabendsten Gemeinden des ganzen Kantons seien. „Man sieht ihnen den Wohlstand an der Stirne an,“ versetzte der Hohe. Als ich später mit dieser Gegend näher bekannt wurde, überzeugte ich mich, daß gerade diese zwei Dörfer, deren sämmtliche Bevölkerung evangelisch ist, den Sonntag auf's gewissenhafteste feiern, während sich die andern umherliegenden Ortschaften an demselben fast jede Arbeit erlauben, aber dabei in schnell folgender Progression verarmen. Ein ähnliches Verhältniß zwischen Sonntagsfeier und zeitlichem Wohlstand ist auch an andern Orten nicht nur der Pfalz, sondern auch anderer Länder wahrzunehmen. Man vergleiche in der Vorderpfalz Dannstadt, Böhl, Iggelheim, Lachen, Westheim, wo ein stiller, arbeitloser Sonntag als Erbtheil der Väter noch heute heilige Sitte ist, mit den in der Feier dieses Tages laxen Dörfern Hochdorf, Alsheim, Rödersheim, Oggersheim, Lingenfeld. In Holland und England hat sich die Sonntagsfeier

fast bis zur Strenge jüdischer Gesetzlichkeit gesteigert. Sind etwa diese Länder durch Unterlassung aller Sonntagsarbeit im Wohlstand hinter andern Ländern zurückgeblieben? Stehen die evangelischen Völkerschaften, die es durchgehends etwas ernster mit dem Sonntag nehmen, als die römisch-katholischen, den letzteren an Wohlstand nach? Oder, denn selbst im Extrem entspricht das Maß des äußern Wohlstandes dem Maße der Sonntagsfeier noch, oder verarmen die Juden bei ihrer absoluten Enthaltung von aller Arbeit am Sabbath? Das Mährchen, als ob diese nur auf unredlichem Wege zu ihrem Wohlstand gelangten, ist ein Armuthszeugniß, welches sich auszustellen, die Christen sich schämen sollten. Der Jude ist allerdings sehr thätig, führt allerdings, um Mein und Dein zu scheiden, ein sehr scharfes Messer, ist allerdings sehr genügsam, mag auch manchmal für diplomatisches Vorgehen ein mehr als weites Gewissen haben, aber die einzige Ursache seines schnell Reichwerdens ist dieses Alles gewiß nicht. Das Wort Gottes ist etwas mehr, als bloßer Schall und Ton, auch das Wort: „Darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn.“ Dieses, wie jedes Gotteswort ist eine Realität, wird, sobald man sich nur in der rechten

Weise von ihm durchdringen läßt, es in der rechten Weise aufnimmt, zu demjenigen wirklich, wesenhaft, was es aussagt. „Denn so er spricht, so geschiehet es; so er gebeut, so steht's da.“ Die sechs Arbeits- und Mühetage haben die Verheißung des göttlichen Segens nicht. Sollen sie gesegnet werden, muß vom Sonntag aus ein Segen auf sie überströmen. Und er strömt über, strömt gewiß über, wo und wann der Sonntag in der rechten Weise gehalten wird. Aber auch abgesehen davon, daß vom Sonntag ein verborgener, mystischer Segen auf die Werktage übergeht, liegt es auf der Hand, daß ein von der Sonntagsruhe gestärktes und erfrischtes, ein von der Sonntagsruhe aus in die Arbeit der Werktage eingehendes Individuum, mit ganz anderm Erfolg arbeitet, als ein vom Sonntag her erschlafftes, gedrücktes und turbirtes.

Dieser Einfluß einer rechten Sonntagsfeier wird verstärkt und gemehrt durch den Zufluß eines geistigen Kapitals. Vor Allem ist es, wie schon oben angedeutet, das Gefühl und das Bewußtsein seiner Würde, welches von einer solchen Feier auf den Menschen übergeht. Der Niedere lernt sich dem Höheren gegenüber fühlen, tritt ihm mit offenem Auge, mit geradem, aufrichtigem Sinne entgegen.

Stark durch moralische Kraft, hält er bei Zeiten jeden Eingriff in das Heiligthum seiner Rechte fern, heilt bei Zeiten jede empfangene Wunde aus, und verhütet dadurch die verderbliche Anhäufung von Unmuth, Unzufriedenheit, Verbissenheit, von giftigem Eiter unter der Oberfläche, der endlich doch einmal ausbricht, und nur um so verderblicher nach allen Seiten hin wirkt, um so mehr zu thun gibt, je länger er sich hat zurückhalten müssen. Mit welchem Freimuth, in welch' würdevoller, männlicher Haltung, als welch' streng umgrenzter, maßhaltender, sich selbstbeherrschender Charakter tritt ein Moses einem Pharao unter die Augen, der schlichte Bürger von Thisbe, Elias, einem Ahab, Johannes der Täufer einem Herodes, der Teppichmacher von Tarsen, Paulus, einem Landpfleger Felix. Mit welchem Todesmuthe, mit welcher Ruhe und Charakterstärke bietet namentlich Letzterer bei mehreren Gelegenheiten dem souveränen, toll und wild gewordenen Volke die Stirn. Hier ist moralische Kraft, hier ist persönliche Würde, hier ist Charakter, der auf sich, versteht sich, auf sich in seinem Gott allein steht, keines von außen kommenden Nachdrucks, weder einer Majorität noch einer fremden Autorität bedarf. Mit der Entrüstung einer großen Seele

weist dieser Paulus die Schmeicheleien der Lystrenser zurück, fordert er von dem Magistrate zu Philippi Genugthuung für seine verletzte römische Bürgerehre. Jeder Zoll ein Mann. Und das waren diese Männer hauptsächlich, weil ein lebendiges Sonntagsbewußtsein alle Adern ihres inwendigen Menschen schwellte. Wäre es möglich gewesen, dieses Bewußtsein aus ihnen herauszudestilliren, sie würden zu denselben mark-, saft- und geschmacklosen Charakterhuzeln zusammengeschnurrt sein, wie uns're heutigen sonntagslosen Gesinnungstüchtigen, welche den Balg wieder mit Wind aufpumpen. — Der Höhere wird durch den Sonntag zahmer und milder, lernt sich dem Niederen gegenüber als Bruder fühlen, läßt diesen an seinem Glücke theilnehmen, wird rücksichtsvoller gegen das Recht und das Glück desselben. Ich habe das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten, zwischen Hohen und Niederen nirgends lieblicher und schöner gefunden, als in Familien und Ländern, wo die rechte Sonntagsfeier noch eine Sitte ist. In Holland, in einem großen Theile von Norddeutschland, zählen die Dienstboten zu den Kindern des Hauses und nehmen, wie diese, an allen Familienfesten, darum aber auch an Freud' und Leid des Hauses Theil.

Die rechte Sonntagsfeier gibt dem Menschen auch Muse, sich geistig zu beschäftigen. Was er an christlicher Erbauung und Erkenntniß im Gottesdienste gewonnen, wird ihm Stoff zum Nachdenken, zur Besprechung, veranlaßt ihn zum Lesen, zum Gebrauch von Büchern. So erweitert und klärt sich nicht nur sein religiöser Horizont, sondern auch sein geschäftlicher und sozialer; auch die Erkenntniß, die Umsicht und Tüchtigkeit seines irdischen Berufslebens wird umfassender und korrekter. Sein Gewissen wird geweckter, schärfer und zärter, sein Fühlen und Begehren wird reiner und edler, schmeckt weniger nach den Hefen und Träbern der Welt, sein Urtheil wird klarer und bestimmter, sein Geist gewandter und erfinderischer. Er wird weniger die Beute jedes listigen Betrügers oder Windbeutels werden. Dieses Alles kann nicht verfehlen, das Herz ruhig und zufrieden zu machen, daß es sein Glück mit Demuth genießt, das Unglück mit Geduld und männlichem Muthe erträgt; kann nicht verfehlen, die Familie inniger zusammenzuschließen, in sie den Geist der Liebe, des Friedens, der Gemeinschaftlichkeit auszugießen. Denken wir uns von all' diesen Einflüssen einer rechten Sonntagsfeier ein ganzes Volk ergriffen und durchdrungen, so kann es nicht

anders sein, ein solches Volk muß ein Gefühl seiner Würde, muß Salz bei sich haben, und nach außen Achtung einflößen. Man denke an das Ehrgefühl, an den Patriotismus der Norddeutschen, Holländer, Britten, an die Verlässigkeit, Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der Schwaben. Ein Volk, bei welchem die rechte Sonntagsfeier eine Sitte ist, muß nach außen den Eindruck machen, den die Griechen auf die Heerführer des Xerxes machten. Als diese stolzen Lüstlinge bei ihrem Herannahen hörten, daß die Griechen am Alpheios um Olivenkränze wettkämpften, erschracken sie, weil sie ahnten, daß ein solches Volk das Leben nicht nach Essen und Trinken schätze. Der rechte Sonntag ist eine reiche Quelle der Moralität, der Intelligenz, der Civilisation und des Glückes. Aber das ist er bis jetzt bei uns im Allgemeinen nicht geworden. Der Grund liegt darin, weil er bei uns in der rechten Weise bisher von den Meisten nicht ist gefeiert worden. Wir haben es mit dem Sonntage gemacht, wie der faule Schalksknecht im Evangelium mit dem Einen anvertrauten Pfund, wir haben ihn im Schweißtuche in der Erde vergraben, statt ihn auf die Wechselbank zu legen und umzuschlagen. Darum ergeht es uns auch wie diesem Knechte. Das Wenige, dessen

wir an Sonntagssegen noch genießen, wird immer mehr von uns genommen. Denn wer nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen.

IX.

Siehe, ob es deines Sohnes Rock sei?

Es will Einem fast weh' um's Herz werden bei der Frage nach der jetzigen Sonntagsfeier. Ist es Einem dabei doch, als ob man einen von Buben gefällten, seiner Waffenrüstung und seines Schmuckes beraubten Helden noch einmal das sterbende Haupt erheben sähe und klagen hörte: „Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen; wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen.“ Dem deutschen Volke überhaupt, und damit auch unserm pfälzischen, ist das Sonntagsbewußtsein so ziemlich entschwunden. Uns're geistige Atmosphäre, uns're Anschauungen, unser Gesammtleben, sind dem Sonntage ganz und gar ungünstig. Fabelhafte Verdummung in geistlichen Dingen, materialistische Versumpfung, Genußsucht und Weltseligkeit, ein koquetter Aufklärungsdünkel, Zuchtfieber und Eschauffement für einen wohlfeilen Liberalismus, sind die Nebel und Dünste,

welche bei uns diesen Tag verdüstern, seine Sonne umschleiern. — Die Staaten und Regierungen thun zwar manches, was Anerkennung verdient, um dem Sonntage aufzuhelfen. Aber gerade ihr Verordnungengeben, ihr hie und da Anfassen und wieder Loslassen, gerade ihr Aufflicken von neuen Lappen auf ein altes Kleid, beweist, daß sie sich in der Sache noch nicht recht klar geworden, daß sie ihren Stoff noch nicht gehörig bewältigt, seiner noch nicht recht Herr geworden sind. Es fehlt viel, daß sie bei dem Bestreben, die rechte Sonntagsfeier wiederzubringen, auf einem Prinzip stünden. Auf das uralte vierte Gebot nach evangelischer Entwicklung getraut man nicht, den entchristlichten Massen gegenüber, sich zu stellen. Denn leider wird von manchen Regierungen auf diesen irren und wirren Volkstheil immer noch zu viel Rücksicht genommen. Häufig wollen sich aber auch die Regierungen aus Grundsatz nicht auf den Boden des vierten Gebots stellen. Das „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch,“ regt sich mehr oder weniger in jeder, weil sündigen Menschennatur, sobald sie in die Nähe von Heiligem kommt, mit ihm in Rapport treten soll. Gottes Wort, und darum auch das vierte Gebot, ist aber allerdings etwas Hei-

liges. Und da wandelt denn auch die Regierungen ein Grauen und Schauern vor dem vierten Gebot an, wie einen Menschen, der sich in der Nähe eines Geistes aus der andern Welt fühlt und ahnt. Die Regierungen fühlen sich zu unmächtig, mit dem unergründlichen Reichthum von überweltlichen Kräften und Wirkungen in Rapport zu treten, den sie in diesem Gottesworte wittern. Sie fürchten, daß, wenn sie den Geist aus seinem Sarge in's Leben gerufen haben, sie ihn nicht mehr innerhalb beliebiger Grenzen festbannen, in seinen Sarg, in den Buchstaben wieder zurückbringen können. Das Gotteswort könnte ihnen zu mächtig werden, wie eine Batterie oder Pulvermine explodiren, und ihre ganze, aus ihrem sündigen Menschengeist heraus konstruirte und aufgeführte Welt gegen den Mond schleudern. Ein anderes Prinzip aber für eine rechte Sonntagsfeier, als das vierte Gebot, haben bis jetzt alle Diplomaten und Staatskünstler nicht finden können, weil es eben kein anderes gibt. Durch diesen Mangel an einem Prinzip, an Klarheit und Sicherheit, geschieht es, daß, indem man die Sonntagsfeier auf der einen Seite fördert oder fördern möchte, man dieselbe auf der andern Seite schwächt und untergräbt. Es ist anzuerkennen, wenn der

Staat am Sonntage seine Bureaux schließt. Aber was kann das zur Sabbathsruhe beitragen, da es doch nur Einzelne sind, welche am Sonntage die öffentlichen Bureaux in Anspruch nehmen, da derselbe Staat die verderblichen Lotterien am Sonntag öffnet, Militärparaden, Bälle, Theater, Eisenbahnzüge, Messen und Märkte anordnet oder doch zuläßt. Es ist anzuerkennen, wenn der Staat die Gottesdienste vor Störungen schützt. Aber was kann das zur Sonntagsfeier beitragen, da derselbe Staat zugibt, daß die Fabriken am Sonntage dampfen und hämmern und schmieden und lärmen; daß Hunderte und Tausende von Menschen gezwungen werden, den halben oder ganzen Sonntag hindurch zu arbeiten, sich zu mühen und zu schwitzen; daß während des Gottesdienstes alle patentirte wie nicht patentirte Geschäfte fortgehen dürfen, der Schneider näht, der Schuster klopft, der Schreiner sägt, der Kiefer auf öffentlicher Straße Fässer fügt, die Wirthshäuser und Kramläden aller Art offen stehen, der Bauer Futter einthut u. s. w. Es ist anzuerkennen, wenn der Staat am Sonntage für sich nicht arbeiten läßt. Aber was kann das helfen, wenn er wieder Verordnungen gibt, durch welche nach und nach das ganze Volk mit sonntagsfeindlichen Ge-

fühlen und Gesinnungen durchsäuert und geschwängert wird. So fand ich einmal, es war 1856, in mehreren protestantischen Schulen einen Sonntagsschulplan, der folgende Unterrichtsgegenstände vorschrieb: „Am ersten Sonntag a) Lesen 3/4 Stunde, b) Diktiren von Gesundheitsregeln und Erklären derselben 1/2 Stunde. Am zweiten Sonntag a) Tafel- und Kopfrechnen 3/4 Stunde, b) bayerische Geschichte und Geographie 1/2 Stunde. Am dritten Sonntage a) Schreiben und Aufsätze und Sprachlehre 3/4 Stunde, b) Naturgeschichte, Landwirthschaft und Obstbaumzucht 3/4 Stunde. Ist gültig für beide Geschlechter.“ Die Schullehrer, welche ich nach der Verbindlichkeit dieses Planes fragte, wagten nicht davon abzugehen. Und diejenigen Staatsverfügungen, welche den Sonntag nach der einen oder andern Seite hin gegen Beeinträchtigungen sicherstellen, wie werden sie oft nicht wieder unwirksam gemacht durch die Gewissenlosigkeit, Lauheit und Halbheit, womit sie von vielen Beamten vollzogen oder ganz außer Acht gelassen werden. Was kann eine papierne Verordnung ausrichten, wenn sie diejenigen, durch welche sie zur Geltung kommen soll, mit sichtbarem Unmuth und Widerwillen aufnehmen; wenn diese Beamten, obgleich sie die Verordnung

amtlich handhaben, es sich doch gerne ansehen lassen, daß sie dieselbe handhaben müssen, deßwegen in ihrer Privatstellung verurtheilen und übertreten? Denn leider wird der Staat immer noch von mehr als Einem Beamten bedient, der dem Religiösen gegenüber mit dem bildungsgefirnißten Pöbel auf gleicher Stufe steht, voll elenden Augendienstes, Pharisäersinn und Heuchelei ist, und über alle Anbahnung besserer religiöser Zustände, über Einführung besserer Katechismen, Gesangbücher u. d. g. mit Thersites hinter den Kulissen herausschilt:

„— Wo was Rühmliches gelingt,
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Die Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe g'rad, das G'rade schief!
Das ganz allein macht mich gesund;
So will ich's auf dem Erdenrund."

Es ist nur Eine Klage über Mangel an religiösem Sinn, an Kirchlichkeit, bei unsern Beamten. Und wie traktiren viele dieser Herren den Sonntag! Weil die Bureaux geschlossen sein müssen, so arbeiten sie während des Gottesdienstes in ihren Wohnungen, geben hier Audienz. Im Jahre 1856 sah ich selbst, wie an einem hohen Festtage, während die Glocken zur Kirche riefen, ein Dutzend Holzschläger zu einem Herrn Revierförster gin-

gen, um abgelohnt zu werden. Die armen Leute klagten mir ihre Noth, daß sie immer auf den Sonntag, und meistens auf die Zeit des Gottesdienstes von den Forstleuten bestellt würden, aber aus Furcht, entlassen zu werden, nicht wagten, Einsprache zu thun. Da Beispiele schärfer ziehen und treiben als Worte, so ist's sich nicht zu verwundern, wenn die andern Leute die Sonntagsverordnungen nicht an sich herankommen lassen, sondern der Praxis der Beamten zufallen und zulaufen mit Haufen, wie Wasser. Im September desselben Jahres 1856 arbeiteten die Schieferdecker den ganzen Sonntag hindurch, auch während des Gottesdienstes, auf dem Dache eines zum Gefängniß einer pfälzischen Stadt gehörigen Baues. An einem andern Sonntag desselben Monats und Jahres flicken Straßenpflasterer die Rinnen öffentlicher Straßen dieser Stadt, ohne von auf- und abwandelnden Personen molestirt zu werden. Wieder an einem Sonntag klippen und klappen einen Morgen hindurch die Dreschflegel, und dieses nur wenige Schritte von den Wohnungen mehrerer Magistrats- und Polizeibeamten. Am ersten Pfingsttage läßt der Besitzer einer Knochenmühle in einer pfälzischen Stadt dieses Mühlwerk arbeiten, und stört durch dessen Stam-

pfen und Toben die Feststimmung aller Umwohner. Als ich in die von so sonderbarem Pfingstdonner erschütterte Mühle eintrat, begegnete mir ein Mädchen, welches beschämt klagte, daß es gar nichts Ungewöhnliches wäre, Sonntags, ja selbst an den hohen Festtagen, arbeiten zu müssen. Der Mühlenbesitzer, der sich solche in Sklavenstaaten kaum erhörte Akte erlaubt, war ein hochbetagter, für Volksfreiheit schwärmender, aber eben nicht opferwilliger Greis. Die gebildete Welt strich bei dieser Mühle hin und wieder, und —

„Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will."

Am Sonntag den 17. August arbeitet der Grobschmied R. den ganzen Sonntag mit seinen Gesellen, und da er Räder abbindet, meistens auf offener Straße, unter den Fenstern zweier Polizeibeamten. Am dritten Adventsonntag marschirt, während des Zusammenläutens zum Frühgottesdienste, eine Heerde Säue durch die obige Stadt gerade auf der Hauptstraße. Keine Seele, weder polizeiliche noch unpolizeiliche, weder die zarten feinen, noch die naturständlichen, nahmen daran den geringsten Anstoß, obgleich von allen diesen Seelen nicht wenige zwischen die Säue und den Wind müssen gekommen sein. An dem-

selben Sonntag, wo diese unreine Kreaturen in Thätigkeit waren, halten in derselben Stadt Frauen zum Besten des Johannesvereins, Nachmittags von zwei bis drei Uhr, auf die Minute die Zeit für den Nachmittagsgottesdienst, eine öffentliche Lotterie weiblicher Arbeiten ab. Ich erlaube mir, diese Frauen auf das Beispiel der für gleiche Zwecke thätigen Frauen in Speyer hinzuweisen, welche, wenn sie je dergleichen Dinge am Sonntage abthun, dieselben immer auf die Zeit nach den Gottesdiensten verlegen. Am folgenden Sonntag führt ein Jude, gefolgt von einem halben Dutzend anderer Juden, gerade wie es zum Nachmittagsgottesdienste zusammenläutet, eine Kuh durch die Hauptstraße, und bietet sie rechts und links zum Verkauf an. Selbstverständlich machten die Kirchengänger und andere Passanten dem ehrwürdigen Zuge gehörigen Platz. Am Sonntag Jubilate 1857 schlagen die Zimmerleute in einer der belebtesten Straßen dieser Stadt ein Haus mit einem Lärm und Geräusch auf, welches selbst an Werktagen strafbar gewesen wäre. Am 25. Sonntag nach Trinitatis wurde daselbst den ganzen Sonntag hindurch öffentlich gearbeitet, das Straßenpflaster aufgebrochen, Gräben aufgeworfen, Gasröhren gelegt, und was sonst dahin ein-

schlägt. Am Buß- und Bettage, an welchem zugleich das heilige Abendmahl gefeiert wurde, zieht die türkische Musik einer Kunstreiterei durch mehrere Straßen, und bringt bei großem Volkszulauf dem Polizeikommissär und Polizeiadjunkten ein Ständchen. Am Abend zeigen die Kunstreiter beim Rauschen der Musik, zehn Schritte von der Wohnung eines Distriktschulinspektors und Pfarrers, ihre Künste. Die Herren und Damen, die Schwungs und Nähterinnen, die Federfuchser und Zapfer und Zapferinnen, die am Sonntag beringten und aufgeleckten, am Werktag fingerbeschmutzten, negligirten Knoten, welche im Bewußtsein einer erst durch sie werdenden Gottheit die Kirchgänger bemitleiden, finden sich hier ein und bringen dem Gott der Aufklärung, der Bildung, des Fortschritts, dem Genius der Kunst und des Geschmacks, ihre Ovation dar. Während solche Oerter von allen Ständen und Altern auf's zahlreichste, mit Aufwand der reichsten Toilette, besucht werden, während die Wirthshäuser am Sonntag, unter und außer dem Gottesdienst, bevölkerten Taubenschlägen gleichen, wo es unausgesetzt aus- und eingeht, veröden die Gotteshäuser mehr und mehr. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man die oft hohen und wei-

ten Kirchenhallen nur hie und da mit einem Andächtigen, wie den Mund eines Greisen noch hie und da mit einem einzelnen Zahn, besetzt sieht. Ein großer Theil unserer Stadtbourgeoisie sieht das Innere einer Kirche im Jahre höchstens Ein- oder zweimal. Ja, es sind solche Christen unter uns gar keine Raritäten, welche von ihrer Konfirmation her keinem einzigen sonntäglichen Gottesdienste mehr beigewohnt haben, zu keinem Abendmahl mehr gegangen sind, obgleich sie bereits in hohem Alter stehen und ihr Haar ergraut ist. Dagegen sind diese Schalttagschristen gewissenhafte Besucher der Kasinos, Wirthshäuser, Theater, Bälle u. d. g. Am ersten Pfingsttage des Jahres 1856 starb in K. ein solches, und zwar vier und siebenzigjähriges Exemplar von Christ in einem öffentlichen Wirthslokale mit den Spielkarten in der Hand. Seine Rechte fingerte noch konvulsivisch in den Karten der Linken, als die Augen schon starr standen und die Seele im Hinziehen zur letzten Rechenschaft begriffen war. Der nächste Freund kennt oft die Religion seines Freundes nicht. Als die Zeitungen vor einigen Jahren das in römisch katholischem Sinn und Geist verfaßte Ehegesetz Oestreichs unter ihren Holländern quetschten, strömte eine Gesellschaft vornehmer Herren

ihre Sympathie für die Protestanten dieses Staates beim Bier aus. Ein Kaufmann fragt plötzlich einen ihm gegenübersitzenden alten Freund und Gerichtsherrn, der mit dem größten Feuer für die in Oestreich unterdrückten Protestanten sprach: „Bist du Protestant?“ Als bei dieser Frage gerade eine Pause in der Unterhaltung eintrat, und allgemeine Stille herrschte, gab ein in der Nähe sitzender Priester des Aeskulap mit markanter Betonung die Antwort: „Das weiß man eigentlich nicht.“ Die Gesellschaft schlug ein allgemeines Lachen auf. Aber es lag ein furchtbarer Ernst in diesem Humor.

Wie diese religiös verkommene Bourgeoisie für sich lebt, so zwingen sie ihr Gesinde zu leben. Sie wollen keine bessere Folie, als sie selbst sind, damit ihre Nichtsnutzigkeit nicht absteche. Grau in Grau, sie fühlen's wohl, müssen sie aufgetragen werden, damit ihre Mißfarbe nicht auffalle. — Ein rührendes Beispiel eines solchen, von seinem gott- und christuslosen Aegyptier zu einem mehrjährigen sabbathlosen Leben verurtheilten Arbeiters, traf ich einmal in einem Dörflein des Westrichs. Im Scheine der ersten Frühlingssonne saß vor seiner armen feuchten Hütte ein Mann von sehr krankem Aussehen. Das Gesicht war blaß-

gelb, die Augen trübe, Bauch und Füße angeschwollen. Die durch das von Schmerz und Elend verzogene Gesicht hindurchzuckende Freundlichkeit des Mannes gewann mich für ihn, so daß ich einige Augenblicke bei ihm zu verweilen beschloß. Als ich mich neben ihn auf die Holzbank niedergelassen hatte, erzählte er mir, daß er den Herrn Pfarrer aus der Stadt erwarte, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Seit drei Jahren habe er an keinem öffentlichen Gottesdienste, an keinem Abendmahle mehr theilgenommen, noch irgend ein erbauliches, tröstendes Wort aus dem Munde eines Geistlichen gehört. Aber die Schuld hievon trage die reiche Müllerswittwe S., bei welcher er Branntwein gebrannt, und diese Arbeit Tag und Nacht, Werk- und Sonntags habe unausgesetzt fortführen müssen. Auf die Frage, ob er diese reiche Müllerin nie um die Erlaubniß gebeten, den Gottesdienst manchmal besuchen zu dürfen, sagte er, daß er dieses allerdings einigemal gethan, aber zur Antwort erhalten habe, daß sie keinen Gottesdienst besuche, er also auch keinen zu besuchen brauche. Weiter in diese Frau zu dringen habe er nicht gewagt, um von ihr nicht aus der Arbeit entlassen zu werden, und mit seinem Weibe und fünf kleinen Kindern hungern

zu müssen. Seine Krankheit, erzählte er weiter, trage er schon lange in sich. Die fortwährende Unruhe, das unausgesetzte Arbeiten, habe seine Gesundheit zerstört und ihn vor drei Wochen auf's Krankenbett geworfen. Seit dieser Zeit höre auch sein Verdienst auf. Er fühle sich jetzt zwar etwas besser, aber bei seiner dürftigen Kost könne er nicht zu Kräften kommen. Die reiche Müllerin habe ihm ein einziges Mal Kartoffeln geschickt, jedoch seitdem nichts mehr. — Da mich mein Weg an der Mühle dieser Frau vorbeiführte, beschloß ich, ihr einen Besuch zu machen. Reich, sehr reich ist dieselbe, will aber seit Jahren krank sein, was jedoch ihr Aussehen nicht bestätigte. Sie hat nur einen einzigen erwachsenen Sohn. Weder sie, noch ihr Sohn, sagte sie, könne einen Gottesdienst besuchen. Sie nicht, weil sie immer krank sei; der Sohn nicht, weil ihn die Leute so sehr verleumdet hätten. Als ich nach der Ursache dieser Verleumdung fragte, ging sie vom Thema ab. Anderswo erfuhr ich, daß der Sohn ein armes Mädchen zu Fall gebracht und die Vaterschaft geleugnet habe. Von liebevoller, theilnehmender Gesinnung gegen ihre Taglöhner und Dienstboten wollte diese Frau nichts wissen. Die Welt sei zu schlecht, und alles Gesinde untreu. Auch

dürfe bei ihr am Sonntage in die Kirche gehen, wer nur wolle. Sie selbst thue daheim Gutes. — Das war mir Alles recht verständlich. Nur das wollte mir nicht eingehen, wie auch dieses Weib benebst Sohn „in Freiheit machen" und als liberal gelten können, denn dafür galten sie in der Umgegend. Wahrscheinlich, weil sie wider die Fürsten und Tyrannen und Pfaffen weidlich schimpften. Es liegt eben eine Decke über einem Theil unseres Volkes, die es blind macht und es selbst das Nächste, sein eig'nes Thun und Reden, seine eig'ne Person nicht mehr erkennen und verstehen läßt. Könnte es zu solcher Bornirtheit kommen, wenn man sich in das geistliche Bethesda des Sonntags eintauchte und stärkte? Wie der Hirsch in der Fabel vor dem Wasserspiegel seine dünnen Beine verachtete, denen er doch am Ende seine Rettung verdankte, so geht es in dieser Zeit Vielen mit dem Sonntage.

Ein anderes Beispiel von Knechtung eines Arbeitenden sah ich in meiner nächsten Umgebung. Ein Bierbrauer nahm einen armen, eben konfirmirten Waisenknaben in sein Haus auf. Der Bube war kräftig und munter. Arbeiten sollte er Tag und Nacht, Werk- und Sonntags. Dabei durfte er in keine Kir-

che, in keine Christenlehre und in keine Sonntagsschule gehen. Letzteres war dem Buben ganz recht, aber mit Ersterem war er bald nicht einverstanden. Da machte er sich den Dienst leicht. Hatte der Bierbrauer den Rücken gewendet, so ließ der Bube die Hände sinken, lungerte aus der einen Ecke in die andere, und kribste und verschacherte, was nagellos war. Wurde er einmal seiner Heuchelei und Spitzbüberei überführt, so machte er sich auf einige Tage unsichtbar, und entging dadurch gewöhnlich der Strafe. Der Arme wuchs auf wie ein wahres Arbeitsthier.

Nahe bei diesem Bierbrauer wohnte eine vornehme Beamtenfamilie, welche aus Grundsatz nur protestantische Dienstboten hielt, obgleich sie katholisch war, weil diese von ihren Geistlichen nicht zum allsonntäglichen Besuch des Gottesdienstes verpflichtet werden, wie es den katholischen Dienstboten von ihren Geistlichen zu geschehen pflegt. Diese Familie zahlte einen so hohen Jahrlohn, daß es sich ihre protestantischen Mägde gerne gefallen ließen, nur ein einziges Mal des Jahres, am Charfreitage, den Gottesdienst besuchen zu dürfen. Ich fürchte, ein Petrus würde hier sein „daß du verdammt werdest mit deinem Gelde“ nach beiden Seiten hin schleudern.

Zu diesen Einbrüchen in die Sonntagsfeier kommen weitere, welche zum Theil außerhalb der Stadt- und Ortsmauern verübt werden. Es ist erfreulich, sagen zu dürfen, daß es nicht nur noch Familien, sondern auch noch ganze Gemeinden in der Pfalz gibt, für welche der Sonntag seine Bedeutung noch nicht verloren hat. Sie enthalten sich an demselben nicht nur aller ihn verletzenden Arbeiten, Belustigungen und Vergnügungen, sondern feiern und ehren ihn auch in einer Weise, welcher nur das Eine abgeht, daß sie nicht allgemeiner ist. Solche Feier ist nicht selten das Erbtheil vergangener Zeiten, und hat sich als Sitte tief ins Leben verwurzelt und verzweigt. Nur in der äußersten Noth werden von solchen Familien und Gemeinden am Sonntage Arbeiten vorgenommen, und auch diese nur, wenn der positiven Feier des Tages, dem Gottesdienste, dadurch kein Abbruch geschieht. Bei dieser Gewissenhaftigkeit habe ich nie gefunden, daß der Wohlstand der Leute gelitten hätte oder hinter dem der Sonntagsarbeiter zurückgeblieben wäre. Im Gegentheil waren diese Leute im Verhältniß zu Gleichgestellten immer die Wohlhabenderen, Verständigsten, Kultivirtesten und Saubersten, bei welchen auch das Gesinde am gernsten diente. Aber leider

gibt es in unserer Pfalz unendlich mehr Familien und Gemeinden, die dem Sonntag jede Majestät abgestreift haben, und nur dann noch einen Unterschied zwischen ihm und den Werktagen machen, wenn es ihr Eigenbelieben, ihr Nutzen oder ihre Bequemlichkeit für gut findet. Von solchen Familien und Gemeinden werden, oft ohne nöthigende Veranlassung, alle möglichen Haus- und Feldarbeiten verrichtet. Ja, Arbeiten, die ohne besondere Anstrengung am Sonnabend abgethan werden könnten, werden absichtlich auf den Sonntag verschoben. Da wird am Sonntag gewaschen, gescheuert, das Schadhafte an Kleidern, Geschirr und Geräthschaften ausgebessert, die Ställe gemistet, Holz kleingemacht, Taback eingenäht und zum Trocknen aufgehängt, und was dergleichen mehr ist. Im Felde werden Garben gebunden, Heu gemacht und eingeführt, selbst Frucht wird geschnitten, Kartoffeln ausgemacht. In vielen Orten müssen die Viehhirten sogar an den ersten hohen Festtagen austreiben. Frankenthal, Kaiserslautern, Grünstadt, die Dörfer Schlickenfischbach, Bobenthal, um aus vielen Gemeinden nur einige zu nennen, haben hierin ein trauriges, aber wie ich mich selbst überzeugt habe, nicht unverdientes Renommée. Hat etwa der Wohlstand dieser Gemeinden

im Verhältniß zu ihren Erwerbsquellen den Wohlstand anderer Gemeinden, die unter gleichen Bedingungen stehen, überholt? Man vergleiche einmal die im Plus und die im Minus der Sonntagsfeier angeführten Kommunen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ausspruch der ewigen Wahrheit: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen!“ auch in dieser Richtung seine Kraft und Geltung behauptet.

So viel du feierst des Herren Tag,
Dir Fried' und Heil gereichen mag,

sagt ein alter Reim unserer Väter.

Aber nicht blos unter den arbeitenden Ständen grassirt diese Sonntagsschändung, auch die vornehmen Stände, auch die Drohnen des Stocks durchbrechen in ihrer zur Gemeinheit wieder umgebogenen Bildung die göttliche Ordnung, und treten die Perle der Tage in den Koth. Die Herren halten am Sonntag Jagden ab, veranlassen Festlichkeiten, Bälle, Ausflüge. Im Jahr 1856 feuerte an einem Sonntag eine Jagdgesellschaft unter den Fenstern einer Dorfkirche, wo gerade Gottesdienst gehalten wurde, trotz einer Kompagnie

Musketiere. Am Charfreitage 1857 machte eine Gesellschaft von Ladendienern und Konsorten eine Tour von K. nach O. Sie soffen und lärmten daselbst so sehr, daß sie sämmtlich protokollirt und aus dem Städtchen geschuppt werden mußten. Der dasige wackere Landrichter hat später nichts unterlassen, diesen auf Bildung Anspruch machenden Herren etwas Raison beizubringen. Am ersten Ostertage ging Morgens früh eine ähnliche Gesellschaft von Bildungsträgern einer Stadt nach einem zwei Stunden entfernten Dorfe, übernahm sich an dem dortigen Bier dermaßen, daß die Meisten bewußtlos, aber lärmend und tobend, den aus dem Gottesdienst und vom heiligen Abendmahl Heimkehrenden unter die Füße rollten. Leider nahm die dortige Polizei zu viel Rücksicht auf das derartigen Leuten meistens beiwohnende Unvermögen, sich in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitte zu bewegen. Die Frauen geben oder empfangen am Sonntage Visiten, spielen Karten, setzen sich hinter den Stickrahmen, nehmen das Strickzeug zur Hand. Das Arbeiten am Sonntage scheint seit einiger Zeit bei unsern gebildeten Frauenzimmern besonders Mode werden zu wollen. Und zwar tragen sie ihr Arbeiten so sehr zur Schau, an den Fenstern,

an öffentlichen Oertern, daß sich diese bei dieser arbeitsscheuen Menschenklasse sonst unerklärliche Erscheinung nicht unschwer motiviren läßt. Entweder diese Werktagsmüssiggänger arbeiten am Sonntag aus langer Weile, und dann ist es ein unzweideutiger Beweis von Geistesarmuth, von Mangel an moralischem Lebenskapital, also von Mangel an wahrer Bildung; oder sie arbeiten aus Affektion, um ihrem bereits mehr als zweifelhaft gewordenen Sinn für Häuslichkeit und Arbeitsamkeit einen Empfehlungsbrief auszustellen, und dann ist's schwachköpfig und malhonnet zugleich, weil es die Meinung voraussetzt, so plump täuschen zu können, und etwas stark nach Unehrlichkeit riecht. Eine Dame auf einem in der Nähe von K. gelegenen Etablissement machte am Tage Christi Himmelfahrt sogar große Wäsche, und erregte dadurch bei den umwohnenden Bauersleuten großes Aergerniß. Welche Bildung muß das sein, die solche Früchte trägt!

Außer diesen positiven Verletzungen des Sonntags, außer diesen Thatsünden wider seine Heiligkeit, wird er von einer Menge negativer Verletzungen, Unterlassungssünden, entweiht. Denn nicht allein das Ruhen von irdischer Arbeit, wie wir oben gesehen haben,

gehört zur rechten Sonntagsfeier, sondern auch das Ruhen in Gott, das Freisein von allem Beunruhigenden, Quälenden, Unseligen. Nun ist aber eine solche Feier des Sonntags nur demjenigen möglich, der seine ganze Last und Unruhe und Sorge auf Gott geworfen, in des Herrn Schooß ausgeschüttet hat, der sein Herz am Herrn und an seinen Werken ergötzt und erbaut. Um des Sohnes willen, in welchem wir einen freien Zugang zum Vater haben, darf dieses jeder Mensch. Ja, er darf es am Sonntag nicht nur, er soll und muß es auch, wenn er nicht wider das vierte Gebot sündigen will. Leider sind auch nach dieser Seite der Sonntagsfeier hin die Sünden unseres Volkes nicht gering. Weil aber Unterlassungssünden gewöhnlich nicht in so bestimmten, konkreten Erscheinungen auftreten, so lassen sich auch die Unterlassungssünden gegen die christliche Sonntagsfeier nicht leicht klassifiziren und aufzählen. Es sind diese Sünden ein far niente, ein Müssiggehen, wobei man der Herrschaft des Fleisches oft mehr hingegeben ist, als bei der Arbeit. Daher bei Vielen auch das in diesem Falle nicht unrichtige Urtheil, „es sei besser, am Sonntag etwas zu arbeiten, als den Lüsten seines Fleisches zu leben, seinem Vergnügen nachzugehen.“ Dies Urtheil

ist vollkommen richtig, sobald das Ruhen am Sonntag ein Müssiggehen, ein bloßes fleischliches Nichtsthun ist. Allein auch das Ruhen in Gott ist eine Aktivität, wenn gleich nur eine geistige, d. h. geistlich geistige. Die Signatur der Sonntagsfeier in dieser Beziehung kommt, vielleicht in ihrer bestimmtesten Weise, durch jenes Bibelwort, durch jenes herzinnige des Heilandes, Math. 11, 28, zum Ausdruck: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Eine Verletzung des Sonntags ist es daher, wenn man an diesem Tage Leib und Seele nicht erquickt, oder seine Erquickung nicht sucht zu den Füßen des Heilandes, am Strome des lebendigen Wassers, der vom Stuhle Gottes und des Lammes ausgeht, sondern lediglich in Essen und Trinken, in Spielen und Ausflügen, in Toben und Lärmen, kurz, in fleischlichen Dingen, wobei der Seele keine Flügel wachsen. Denn es ist nicht zu vergessen, daß der irdische Sonntag ein Abglanz des ewigen Sonntags im Himmel ist. Hiemit soll nicht gesagt sein, daß am Sonntag nicht auch leibliche Erholung und irdische Freude genossen werden dürfte. Der sechs Tage lang Geplagte, der Arbeiter, soll am Sonntag auch seine leibliche Erholung und Freude haben, seine

gesellige Unterhaltung und Vergnügen. Soll dieses jedoch rechte Freude, soll's in Wahrheit Erquickung sein, darf dadurch das Gewissen nicht beschwert, der Auf= und Ausflug des Geistes nicht niedergehalten werden. Gerade weil unsere irdische Sonntagsfreuden gewöhnlich so unkeusch, so unlauter sind, bieten und bereiten sie unserm Volke so wenig Erholung und Anfrischung, lassen sie unser Volk so hohl und leer und ungesegnet, schlagen sie bei ihm so leicht und schnell in das furchtbarste, folgenschwerste Gegentheil um. Weil man überhaupt die negativen Sünden gegen den christlichen Sonntag, die Unterlassung der rechten Sonntagsfeier auch für ein Sonntaghalten nimmt, kommt man überhaupt zu keinem Sonntag, kommt man überhaupt nicht zum Schmecken seiner Kraft, seiner Lust und Wonne, seiner Erquickung. Es ist nichts weniger wahr als das, daß unsere arbeitende Klasse am Sonntage sich so recht von Herzen frank und frei und leicht und froh und heiter fühlte. Wie gedrückt und verdrossen und unmuthig sind meistens diese Leute selbst an diesem Tage der Freiheit. Und gibt einmal ihr irdischer Mensch, angereizt und aufgeregt vom Lust= und Zauberkelche des Irdischen und Sinnlichen, an diesem Tage einen Laut der Freude

von sich, wie merkt man dann nicht gleich in seinem Ueberschreien, in seinem gewaltsamen, wilden Ausbruch, das Seufzen und Klagen der Seele auf dem Grunde ihres Lebens; wie klingt einem dieser Laut nicht gleich an, als ob über ihm mit dunklem Fittiche der Engel des Schmerzes und der Trauer schwebe. Trotz alles irdischen Freuens werden unsere Arbeitenden des leiblichen Ruhens doch nicht froh. Ihr, die ihr mit Thränen säet, die ihr hingehet und weinet, haltet nur Einmal recht Sonntag, welche reiche Garben der Freude, des Glücks und des Friedens, werdet ihr dann einthun dürfen. Fahrt ihr dagegen in der bisherigen Weise fort, ihr Einzelnen und ihr Gemeinden, den Sonntag leichtsinnig und übermüthig zu entweihen und zu schänden, wird es trotz eurer Landstände und Regierungen, trotz eurer stehenden Heere und Polizeien, trotz eurer Schulen und Kultur, trotz eurer Landwirthschaft und Industrie, trotz Eisenbahnen und Fabriken, trotz aufblühendem Handel und Gewerben, rück- und abwärts gehen, bis die Fluthen des Verderbens und die Wellen einer neuen Barbarei über euch zusammenschlagen, und die Könige der Heiden auch über euch schreien: „Du bist auch geschlagen gleich wie wir, und gehet dir, wie uns. Deine Pracht

ist herunter in die Hölle gefahren, sammt dem Klange deiner Harfen.“ „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“

X.

Wirst Gott aber nehmen seinen Tag, Macht er dir die sechse voller Plag.

Kein Leib wird verletzt, ohne daß die Seele mitleidet; keine Form wird beschädigt, ohne daß ihr Wesen, der Geist, mitgetroffen wird. Wird der Sonntag äußerlich schlecht gefeiert, so muß dieses bei der Zusammengehörigkeit und Durchdringung des Aeußeren und Inneren auch nachtheilige Folgen für das Sabbathliche im Leben, für das Sonntagsbewußtsein haben. Es ist nicht an dem, daß blos der gemeine Mann etwas Aeußeres haben müsse, um sich daran zu halten. Das Aeußere ist nicht etwas Zufälliges, von dem Wollen oder Nichtwollen des Menschen Abhängiges; es ist von dem Inneren abhängig und bedingt, so daß, wo und wie dieses sich findet, jenes sein muß. Das Aeußere schließt sich dem Inneren an, wie der Leib der Seele, der Schatten dem Körper. Jeder Gedanke,

jedes Geistige, umgibt sich in dieser Welt ebensowohl mit einem Leibe, wirkt und baut diesen ebensowohl aus, wie die in dieses Leben geborne Seele den ihrigen. Und in der andern Welt kann es kaum anders sein, als daß sich auch da das Geistige mit einer entsprechenden Form umgibt (2 Kor. 5). Wo kein Aeußeres ist, wenigstens kein Drang, sich ein Aeußeres zu geben, sich zu äußern, da ist auch kein Inneres, kein Geist, kein Leben. Wohl kann das Aeußere, wenn sein Leben noch jung ist, so sehr die Natur seines Inneren, des Geistes, an sich tragen, so wenig von der Atmosphäre des Diesseits verdichtet und verhärtet sein, daß es von unsern irdischen Sinnen nicht wahrgenommen wird; oder es umgibt, weil noch zu spirituel und flüchtig, das Innere als seinen Kern, wie die Atmosphäre eines jungen, sich erst bildenden Weltkörpers, in einer so weitgespannten Peripherie, daß es von uns kurzsichtigen Erdenkindern, als zu diesem gehörig, gar nicht erkannt wird. — Nicht nur der gemeine Mann, sondern jeder Mann bis zu den höchsten Spitzen und Blüthen der Menschheit hinauf, bedarf des Aeußeren. Bei einer schlechten äußeren Sonntagsfeier wird das Sonntagsbewußtsein, das Bewußtsein eines himmlischen Bürgerthums, zunächst getrübt,

inkorrekt, dann falsch und verkehrt, endlich geht es ganz unter. Daß sich dieser Prozeß bei Vielen, die keinen äußeren Sonntag mehr haben, bis zu diesem „endlich" nicht vollzieht, hat seinen Grund darin, daß solche von der sonntaghaltenden Gemeinde noch getragen und emporgehoben werden. Das durch das Sonntaghalten Anderer gleichsam in die moralische Atmosphäre, in welcher auch der nicht Sonntaghaltende athmet, ausströmende Sonntagsbewußtsein nährt und erhält auch das Flämmlein seines Sonntagbewußtseins noch. Wenn schon mancher Mensch meint, er partizipire nicht mehr an der äußeren Sonntagsfeier, so steht er dennoch mit derselben oft durch tausend unsichtbare Fäden, wenn auch gerade nicht religiöse, so doch familiäre, soziale und politische, in Verbindung, und wird unbewußt von derselben erreicht und beeinflußt. In dem Maße aber, in welchem die allgemeine äußere Sonntagsfeier verkommt, wird auch der Auflösungsprozeß des Sonntagbewußtseins vorschreiten. Je kleiner die Zahl der Sonntagfeiernden wird, um so größer wird die Zahl derjenigen werden, die das ewige Leben aufgeben. Hat solches die Mehrzahl gethan, dann ist die Leugnung der Selbstständigkeit des Geistigen, des Jenseits, herrschender Irrthum ge-

worden, und der Materialismus, die Verthierung des Menschen, bricht unaufhaltsam von allen Seiten in's Leben herein. Was man so Bildung, Kultur, Aufklärung, geistigen Fortschritt nennt, wird alsdann auch nicht mehr lange nachhalten, sondern Stück um Stück abfallen, wie die verbrannten Lappen eines Kleides, wie das Laub eines zum Tode getroffenen Baumes.

Mit dem Verluste des Sonntagbewußtseins ist der Mensch entmenscht. Seine Majestät als Herr und König der sichtbaren Welt ist zerronnen, seine Krone vom Haupte gefallen. Die höhere Würde, die er jetzt noch beansprucht oder geltend macht, ist nur noch eitle Affektation, eine hohle Maske. Trotz aller Anstrengung und Spannung, dieselbe zu behaupten, sinkt er zuerst innerlich, dann auch äußerlich ins Gemeine und Thierische, wie solches unzählige Exemplare von Menschen, bis zu den höchsten, gebildetsten Ständen hinauf, heute bezeugen. Wie viel Knechts- und Sklavensinn bei aller Ostentation mit der Freiheit, wie viel Rohheit des Herzens bei aller Glätte der Rede, wie viel Gemeinheit der Gesinnung bei aller äußeren Prüderie, wie viel Charakterlosigkeit und Gesinnungslosigkeit bei allem äußeren Vornehmthun und scheinbar gesetztem

Wesen, wie viel Schwachheit bei allem Bramarbasiren, wie viel Verschrobenheit, Dummheit und Mangel an gründlichem Wissen bei allem äußeren süffisanten Darüberhinaussein, wie viel Unwahrheit und Lieblosigkeit bei allem Maß und Formelwesen des äußeren Benehmens, sitzt gleich einem giftigen Wurme unter der Bildung der jetzigen Zeit, so daß diese meistens nichts ist, als eine taube Nuß, eine Schale ohne Kern, eine Etiquette, ein opus operatum. Sobald dem Menschen das ewige Leben untergegangen ist, sobald der Mensch im Irdischen aufgeht, im Irdischen den Abschluß und die Vollendung der Dinge sieht, in der Anordnung irdischer Verhältnisse sich seinen Himmel baut, ist seine Würde, sein Adel dahin, bricht die Herrschaft der Welt, der rohen Sinnlichkeit, der Materialität über den Geist herein, und geistige Leere, mechanische Form, Gemüthsdürre, Trostlosigkeit und geistiger Tod, sind unausbleibliche Folgen. Von persönlicher Freiheit kann bei solcher Versumpfung keine Rede mehr sein. Der Mensch wird hiebei ein dreifacher Knecht; ein Knecht seiner Lüste, ein Knecht der Materie und ein Knecht anderer Leute. Der Schwerpunkt seines Denkens und Handelns liegt jetzt nicht mehr im Gewissen; wo sein Schatz ist, da ist

sein Herz, und empfängt von da aus seine Richtung und Bestimmung. Der lebendige Gott wird jetzt von ihm nicht mehr gefragt, oder wenn er gleich noch redet, von ihm nicht mehr gehört; die Geister und Mächte unter dem Himmel, der Vater der Lüge, der Fürst aus dem Abgrunde sind jetzt seine Orakel, seine ultima ratio, wie die Hexe von Endor für Saul, nachdem für ihn die Stimmen von oben verstummt waren. Wo immer noch die Feier des Sonntags in Verfall gerieth, da kam auch die Religion, das Gottesbewußtsein, die Religion der Bibel in Verachtung und Verfall, da hörte auch die ewige Wahrheit der Bibel, da hörten auch die sittlichen Mächte des Christenthums auf, Norm und Prinzip des Lebens zu sein, da folgte man auch nicht mehr der Wolkensäule des Herrn auf seiner Lebenswanderung, sondern lief hinter den gegossenen Kälbern der thörichten Weltweisheit her, da wurden auch die irrthümlichen Ausgeburten des menschlichen Verstandes, der Zeitgeist maßgebend, da wurden auch die Lüste und Regungen der rohen Sinnlichkeit, des Fleisches die treibenden Kräfte, da kam es auch zu einem wüsten, entnervenden, der Freiheit so gefährlichen Leben.

Im Jahre 1853 saßen in einem Wirths-

hause zu Speyer drei lüderliche Bürger dieser Stadt, soffen und karteten. Unwillkürlich entfuhr dem Einen beim Gähnen ein „ach Gott!“ Darauf sagte ein anderer: „Wenn dir der so sehr am Herzen liegt, kannst du für einen Schoppen und einen Weck auch meinen Antheil an ihm haben.“ „'S gilt,“ sagte der Erste, schlug ein und ließ Schoppen und Weck kommen. Als des Ersten Herrgott versoffen war und die Gesellen noch Durst hatten, bot auch der Dritte seinen Gott feil, welchen der Zweite um den nämlichen Preis wie den des Ersten erstand. Alle Drei waren wegen ihres zerrütteten Familienlebens berüchtigt, und besuchten Jahr aus Jahr ein keinen öffentlichen Gottesdienst. — Ist einmal die Freiheit des Einzelnen dahin, dann fallen nach und nach auch die gemeindlichen und staatlichen Einrichtungen, welche die allgemeine Freiheit tragen und schirmen. Wer bei diesem Bankbruch der Freiheit am meisten verliert, zunächst in äußere Abhängigkeit geräth, ist nicht schwer zu sagen; es sind die mit materiellen Gütern minder Gesegneten, die Besitzlosen, der Arbeiterstand. Dem Verlust der Freiheit folgt der Verlust der Sittlichkeit auf dem Fuße. Denn ein von fremden Mächten abhängiges, sich nicht mehr

aus sich selbst heraus bestimmendes, ein unfreies Wesen ist keiner Sittlichkeit mehr fähig.

Es ist erschreckend zu sehen, wie weit und in welchem Grade die moralische Fäulniß um sich gefressen hat. Die biblische Moral, die nun allerdings tiefer gräbt, als blos durch den modernen Anstandsfirniß, allerdings mehr fordert, als eine blos äußerliche Polizeigerechtigkeit, wird von der Masse unserer heutigen Christen gar nicht mehr verstanden, deshalb auf die Seite geschoben, hochmüthig ignorirt oder bespöttelt. Die zehn Gebote sind zu einem antiquarischen Schaustück geworden, die man mit einer Nonchalance, mit einer Gewissensruhe übertritt, als schlüge man im bequemen Sorgsessel ein Bein über das andere. Die Uebertretungen dieses sittlichen Kanons sind zu einem solchen Strome angeschwollen, daß sie gar nicht mehr als einzelne Sünden gesehen und wahrgenommen werden, sondern nur noch als eine riesenhafte Universalsünde, als grassirender Zustand, welcher nach allen Seiten hin, so weit das Auge reicht, das Land überfluthet. 'S ist keine Uebertreibung. Daß dem wirklich so ist, davon kann sich Jeder überzeugen, der dem Leben unseres Volkes nachgehen will und sich nicht scheut, auch an die Pfützen desselben hinanzutreten, und einen

beherzten Blick hineinzuthun. Das Gegentheil des ersten und zweiten Gebots ist geradezu Grundanschauung unserer Zeit. Wenn sich viele unserer heutigen Christen der Uebereinstimmung mit dieser Anschauung auch nicht bewußt sind, weil sie es noch nie der Mühe werth gehalten, über das Ding, das man Gott nennt, nachzudenken; wenn sich ferner diejenigen, welche sich dieser Uebereinstimmung bewußt sind, auch scheuen, dieselbe in klaren, bestimmten Worten auszudrücken, so geben sie doch in der Praxis jeden Augenblick den Beweis, daß der lebendige, persönliche Gott der Bibel aufgehört hat, ihr Gott zu sein. Sie könnten nicht thun und lassen, nicht dichten und trachten, nicht reden und handeln, nicht wirken und leben, wie sie thun, wenn Gott wirklich ihr Gott wäre. Das Gottesbewußtsein der Meisten in dieser Zeit ist ein heidnisches, und diesem gemäß handeln und leben sie. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden; und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen, und der kriechenden Thiere. Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an

ihnen selbst. Die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lügen, und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr, denn dem Schöpfer.“ Weil sie nicht leibhaftig vor Holz und Stein, vor Kreaturen niederknieen und anbeten; weil ihre Götzen nicht geradezu als solche erscheinen, sondern wie die gestohlenen Götzenbilder der Rahel verschleiert und verdeckt sind, bald als gemünztes Gold oder Silber, bald als weltliche Macht und Ehre, bald als Kunst und Wissenschaft, bald als Bauch und Buhle, bald als Sohn und Tochter u. s. w. ihre Huldigungen empfangen, meinen sie über das Heidenthum die Nase rümpfen zu dürfen, und von der Beschuldigung „Götzendiener“ nicht getroffen zu werden. Was einer am meisten fürchtet oder liebt, worauf er am meisten traut, das ist sein Götze. Und wer immer etwas Materielles, Kreatürliches mehr liebt und fürchtet, mehr darauf traut und baut, wer immer an die Stelle des lebendigen, persönlichen Gottes ein Fantasieding, einen Gedanken setzt, ein blindes, todtes Wesen, die Natur oder das Schicksal, den Zeitgeist oder den kollektiven Menschengeist, der ist ein Götzendiener, wie fein, raffinirt und geistig auch sein Götzendienst sein mag. Was für einen Gott aber haben die Meisten in unseren Ta-

gen? Der Gott der gemeinen Leute ist oftmals noch eine viel respektablere Gottheit, als der unserer Gebildeten. Weil sich jene noch mehr oder weniger im Gefühle der Unzureichenheit ihres Geistes, wovon diese nichts wissen wollen, der Erleuchtung der Bibel hingeben, sind sie von den kolossalen Verirrungen dieser mehr oder weniger bewahrt geblieben. Aber wahrlich, die Gottheit der meisten Gebildeten und Aufgeklärten, der meisten Bücher- und Zeitungsschreiber, vieler gelehrten und niederen Schulen, Institute, Assembléen und sonstiger gebildeter Zirkel dieser Zeit ist oft das Erbärmlichste, Niederträchtigste, was man sich denken kann; oft nichts mehr, denn ein kaltes, todtes, leeres Nichts. Eine miserable Gottheit, blind und stumm und taub, die nicht Schwarz und Weiß zu unterscheiden vermag, und alle Sünden und Schanden, wenn sie nicht gerade Polizeivergehen sind, passiren läßt; eine Gottheit, welche jeder Bube über den Löffel barbiert und unter die Bank steckt, bei welcher auch der ausgemachteste Schurke ohne den mindesten Skrupel schwören kann. Ist's ein Wunder, wenn vor einem solchen Oelgötzen die gescheidten, vornehmen Leute keinen Respekt haben, thun, wornach ihnen gelüstet, und die andern als Gimpel verla-

chen, die sich aus Furcht oder Liebe zu ihm dieses und jenes versagen, dieses und jenes meiden oder thun? Ist's ein Wunder, wenn unter dem Regimente eines solchen Popanzen oder Pelznickels die falschen Eide aufwuchern wie Quecken im Acker, wie Giftschwämme auf dem Schindanger? Aus einem solchen Gottesbewußtsein heraus nun kommt größtentheils die heutige Moral. Welche Achtung und Pietät gegen die zehn Gebote daher dieser einwohnen müsse, kann man leicht an den Fingern abzählen.

Am Sonntage Esto mihi des Jahres 1853 wurde in Sch., einem Dorfe bei Speyer, ein Mädchen beerdigt, welches sich auf dem Tanzboden den Tod geholt hatte. Nach der Beerdigung war in demselben Orte abermals Tanzmusik, unter anderem auch im grünen Baum. Das Pläsir dauerte bis Mitternacht. Die Anna Maria S., ein zwanzigjähriges Mädchen, war auch bei dem Reigen. Als sauberes, vermögendes Mädchen bekam sie viele Tänzer. Gegen Mitternacht ging sie unausgesetzt aus der Hand des einen Tänzers in die des andern über, was die Stadtleute „hospitiren" nennen. Eben tanzte ein Geschwisterkind mit ihr, und da die Polizeistunde nahte, so ging es unter den Tönen eines gar lustigen Wal-

zers immer brausender und sausender durch den Tanzsaal, um ja die Lust noch in recht vollen Zügen bis auf's letzte Tröpflein zu genießen. Der schönen Anna Maria S. wird's heiß und bang, in hellen Tropfen rinnt ihr der Schweiß von der Stirn, ihre Lunge arbeitet wie die Kolben einer Lokomotive, wenn sie den Schnellzug fährt; immer enger und enger wird ihr die Brust, und noch wird immer rascher und rascher gewirbelt. „Mir wird weh,“ seufzt kaum hörbar die Tänzerin, „der Odem geht mir aus, ach, ich muß sterben.“ Der Tänzer, sei es, daß er den Seufzer unter dem rasenden Tanzsturme nicht hörte oder nicht für ernstlich gemeint nahm, wirbelt weiter und reißt die Tänzerin mit sich fort. Diese aber beginnt mit stierem Blick und todtblaßem Angesicht zu sinken. Ihr Tänzer strengt alle Kräfte an, um weiter zu sausen. Aber jetzt bricht ihm die Anna Maria S. unter den Händen zusammen. Bis hieher hatte er sie gebracht, weiter ließ es ein Anderer nicht zu. Die Gesellschaft, die an nichts weniger denkt, als daß auch der Tod unter ihnen herumfege, tanzt scherzend um die Zusammengesunkene einigemal her. Als diese, aller Anstrengung ihres Tänzers ungeachtet, nicht mehr auf die Beine kommen will, be-

ginnt das Völkchen etwas zu ahnen. Wie ein Taubenflug, in welchen der Stößer gefahren, stäubt dieses auseinander, und als wären auf einmal alle Instrumente geplatzt, alle Saiten zerrissen, bricht die Musik plötzlich unnatürlich ab. Die Anna Maria S. wird in die untere Wirthsstube gebracht, man reißt ihr die Kleider auf, spritzt ihr Wasser ins Gesicht, läßt ihr zur Ader, aber sie schlägt kein Auge wieder auf, regt kein Glied wieder, sie war eine Leiche. Wem fällt hiebei nicht unter Grauen und Schauern des Herrn Drohung ein: „Wer meinen Sabbath entheiligt, der soll des Todes sterben?“ Im Tanzkleide wird die Anna Maria S. heimgetragen, wo sie auch der herzzerreißende Jammer ihrer Eltern und Geschwister nicht wieder in's Leben zurückzurufen vermag. Im grünen Baum wird nach kurzer Unterbrechung wieder lustig aufgespielt. Die Tänzer fassen wieder die Tänzerinen und sausen schleifend über den Abgrund weg, in welchem die Freundin eben unter dem Zusammenschlagen der Todeswogen versunken war. Aus dem nicht fernen Leichenhause drangen bisweilen die Schmerzenstöne der Trauer und der Verzweiflung durch die Nacht herüber in den Tanzsaal, und mischten

sich mit den fröhlichen Weisen der Walzer und Galoppaden.

Am Sonntage Exaudi des Jahres 1857 waren Abends mehrere Bursche aus S., einem Dorfe der westlichen Pfalz, nach dem nahen E. gegangen. In letzterem Dorfe pflegten, zu großem Aergerniß der wenigen daselbst wohnenden christlich frommen Familien, die Sonntagabende bis tief in die Nacht hinein außerordentlich aufgeregt und lärmend zugebracht zu werden. Haufen von Buben und Mädchen durchziehen, bald gesondert, bald gemischt, nicht immer die züchtigsten Lieder singend oder kreischend, die Gassen, massiren sich in den von den Wirthen, des Profites wegen absichtlich nicht geschlossenen Tanzsälen, oder treiben vor dem Dorfe im freien Felde, einander herumzerrend, ihren Unfug. Als die Truppe aus S. um Mitternacht in ihren Ort zurückkehrte, stieß sie hinter dem Dorfe E. auf eine noch herumschwärmende Truppe dieser Gemeinde. Man gab sich gegenseitig aufreizende Reden, warf sich mit Steinen, forderte einander heraus. Die zwei Keckſten auf beiden Seiten geriethen endlich an einander, wobei der aus S. dem andern aus E. mit einem Steine die Hirnschale zerschmetterte. Des andern Morgens fanden die Eltern den Letzteren geistes-

abwesend in seinem Bette. Nach einem sechswöchentlichen unsäglichen Leiden, während dessen die gerichtlichen Verhandlungen bereits im vollen Gang waren, starb der Verwundete. Seine Familie, wie die des Mörders, gehörten zu den rohesten und unkirchlichsten ihrer Gemeinden. Ein Gebetbuch besaß weder die eine noch die andere Familie. Noch muß ich bemerken, daß die beiden Dörfer der Streitenden zu demselben Kirchensprengel gehören, und ein gemeinschaftliches Gotteshaus haben.

Am dritten Sonntag nach Trinitatis desselben Jahres, also nur wenige Wochen nach dem vorhergehenden Fall, ereignete sich in dem eben erwähnten Dorfe S. die nachstehende Geschichte. Ein Vater von sechs Kindern, Waldhüter, im höchsten Grade unchristlich und unkirchlich, und dem Trunke ergeben, brachte nach Gewohnheit der meisten dortigen Christen diesen Sonntag größtentheils im Wirthshause mit Kartenspielen und Saufen zu. Als der Abend nach vielen wüsten Reden und Fluchen herangekommen war, brach er mit schweren, wankenden Beinen und dunstigem wirren Kopfe auf. „Ich muß morgen in der Frühe Gras mähen,“ entschuldigte er sich bei seinen Zechbrüdern, „will mich deshalb bei Zeit schlafen legen.“ Nach wenigen Minuten kam

er wieder, ließ sich einen frischen Schoppen geben und kehrte, denselben hoch in der Hand haltend, zur Abwechselung auf dem Kopfe balansirend und Schmutzlieder jodelnd, abermals in seine Wohnung zurück. Der Willkomm von Seiten seiner Frau, die des Mannes Freudeleben und Lumpereien immer mit Entbehrung, Noth und Mangel in der Haushaltung büßen mußte, war mürrisch, fluchend und scheltend. Dem Betrunkenen lief die Galle über, zum Hohn und Trutz verlangte er einen Gulden, um auf's neue zechen zu können. Die Frau weigert ihn unter Vorwürfen und Hinweisung auf ihre arme, hilflose Lage. Da ergreift der Wüstling die Holzaxt, schlägt den das Geld bergenden Schrank ein, und bemächtigt sich des Geweigerten mit Gewalt. Doch weit entfernt, daß hiemit seine Wuth gesättigt gewesen wäre, sucht er sich einen neuen Gegenstand für dieselbe. Bald war derselbe, da seine Frau die Flucht ergriffen hatte, in der einzigen Kuh im Stalle gefunden. Mit der Mistgabel zerarbeitet er jetzt dies arme Thier dermaßen, daß es einige Tage in Gefahr schwebte, zu krepiren. Unterdeß hatte die Mutter einen ihrer erwachsenen Söhne herbeigerufen. Dieser sucht dem Vater zwar zu wehren, kann aber desselben nicht Herr werden, weßhalb er

hinwegeilt, um den älteren Bruder heimzurufen, welcher nach des Vaters Vorbild den Sonntag gleichfalls größtentheils im Wirthshause zuzubringen pflegte. Letzterer hatte sich schon unterwegs mit einem Prügel bewaffnet, den ihm jedoch an der Streitstätte unterdeß sich eingefundene Leute wieder abnahmen. Angekommen, begrüßt er den jetzt im offenen Hof sich befindenden, wie ein wildes Thier schäumenden und brüllenden Vater mit dem Zuruf: „Alter Spitzbub, wart' ich komm dir 'nauf, entweder muß ich jetzt sterben oder du!“ Im nächsten Augenblick ist er mit seinem Vater handgemein. Beide stürzen zu Boden und überschlagen sich einigemal. Dem älteren Bruder, der unterliegt, hilft jetzt der jüngere Bruder den Vater unter sich bringen. Von da an ist der jüngere Bruder nur noch Zuschauer. Kaum hat aber der ältere Bruder den Vater unter sich liegen, so schlägt er, so schnell und gewaltig er kann, mit geballter Faust auf dessen Schädel los, gibt ihm beim Aufspringen einen Fußtritt in's Gesicht, entreißt einem nahen Zaun einen Pfahl und — doch die Feder sträubt sich, weiterzuschreiben. Als mehrere von den aus der Nähe und Ferne zuschauenden Männern herankommen, ist Stirn und Gesicht des Vaters nur noch eine breit ge-

schlagene, wie zerstampfte, Breimasse. Auch die Mutter war Zeuge dieser im Kreise von zwanzig bis dreißig Menschen, theils Kindern, theils Erwachsenen, unter welchen sogar der Polizeidiener des Ortes war, geschlagenen Höllenschlacht, und soll durch Zuruf ihre Söhne mehrmals angefeuert haben. Fremde Hände tragen den noch athmenden Vater auf sein Bett, versuchen es, seine Wunden auszuwaschen und ihm Erfrischungen einzuflößen. Nach drei Stunden ist er eine Leiche. Mehrmals hatte der Gemordete an seinem Todestage geäußert: „Wenn's nur nicht wahr wird, was ich geträumt habe.“ Er sowohl, wie sein dreizehnjähriges Töchterlein, hatten in der vorangehenden Nacht furchtbare, wie die Träumenden selbst meinten, großes Unglück weissagende Träume. Aber ungeachtet dieser Warnungsstimmen aus der andern Welt, war der Unglückliche nicht einen Augenblick darauf bedacht, sich durch eine auch nur einigermaßen christliche Sonntagsfeier an jenem Tage unter den Schild des Herrn zu stellen. In seinem Hause waren Bibel und Gebetbuch unbekannte Dinge. Doch wie groß auch seine mittelbare oder unmittelbare Schuld an seiner Ermordung sein mag, die Solidarität der Sünde, welche uns Alle in dieses schauderhafte Ver-

brechen einflicht, erlaubt nicht, mehr zu sagen, als: „er war ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.“ Wie das mitleiderregende, herzdurchbohrende Schreien und Weinen nackter, neugeborner Kindleins, schrillt diese gemeinsame Blutschuld, auf den Stößen eines Sturmwindes daherfahrend, in unser Volk hinein und mahnt zur Umkehr und Buße. Der Ort S. hat sich den dritten Sonntag nach Trinitatis zum alljährlichen speziellen Bußtag verordnet. Möge er damit Ernst, vollen Ernst machen, er hat's dringend nöthig, wie die wenigen Besseren seiner Bürger unverhohlen anerkennen.

Wäre unsere Sonntagsfeier, was sie sein soll, diese Versündigungen gegen das fünfte und sechste Gebot, und mit ihnen unzählige andere, würden schwerlich vorgekommen sein.

Von der Sünde wider das siebente Gebot spricht gegenwärtig die Welt, namentlich in den Städten, wie vom Wetter. Wenn nur die Hälfte der zur offenen Kunde kommenden Uebertretungen dieses Gebots wahr ist, so kann in gegenwärtiger Zeit kaum das zehnte Ehebett unbefleckt sein. Ein reicher Müller, dessen Vater Dekan und Stadtpfarrer war, welchem man erzählte, wie der und der Schullehrer sich geschlechtlich vergangen habe, und deßhalb

wahrscheinlich abgesetzt werde, versetzte in der naivsten Weise: „Wie, deshalb? Die Leutchen haben sich eben einander gern gehabt, und das ist doch wohl keine Sünde.“ Sofern diese Sünde Jemand nur mit Anstand treibt, das äußere Dekorum dabei nicht verletzt, keinen Skandal dabei veranlaßt, hat er weder Rüge noch Tadel von der Welt zu fürchten. Denn wenn der Pfaffe auch einmal sticheln sollte, so hat das nichts zu bedeuten, indem er nur die Stimme eines Predigers in der Wüste ist, und man ihn durch Denunziren an das aufklärungs- und fortschrittshungrige Volk als Dunkelmann, Störefried, Feind allen, auch des unschuldigsten Vergnügens, längst um allen Kredit, um alles Vertrauen gebracht hat. An manchen Orten sind die ehelichen Zustände wahrhaft heidnisch oder türkisch, indem da die Ehe bereits zur Vielweiberei geworden, Bordelle und wilde Ehen in der öffentlichen Meinung mit der göttlich sanktionirten Monogamie gleiche Achtung und oft gleichen Schutz genießen. Viele Eheleute mißbrauchen, um dem „Misere“ einer zahlreichen Deszendens zu entgehen, den Ehestand in niederträchtiger, mehr als viehischer Weise, ganz nach Römer 1, 26. Wollte man dieses Geschlecht gar auf der Wage des Evangeliums wägen, die Keuschheit

und Zucht der Gedanken und Herzen prüfen, das wievielste Mannsbild oder Weibsbild würde dann noch vor dem siebenten Gebot bestehen können?

Als im Jahre 1850 eine Magd in M. ihren Dienstherrn um vierzig Gulden betrogen hatte, schlug ein Haufe dortiger Demokraten ein Halloh auf und gab das hübsche Verdikt: „So ist's recht, die Aristokraten müssen geschröpft werden.“ Zwar steht das achte Gebot noch etwas unter der Hut der Besitzenden, welchen der Mammon ihr Gott ist, unter der Protektion des Anstandes, des guten Tones; aber deßwegen sind seine Uebertretungen nicht weniger häufig, als die der andern Gebote, nur verdeckter, raffinirter, wie die vielen gerichtlichen Klagen wider den Wucher in unserer Zeit, das allgemeine Lamento über die Fälschung so vieler Dinge, die zum Nothwendigsten des Lebens gehören, Brod, Milch, Butter, Käse, Bier, Wein, über schlechte, betrügerische Arbeit der Handwerker und Taglöhner, darthun. Würden die Haare jeden größeren oder feineren Diebstahl ausschreien, welchen derjenige begangen, dessen Haupt sie decken, es würde kaum ein vornehmer Herr, Advokat, Doktor, Apotheker, Notär, Huissier, Kaufmann, Rentner, an uns vorübertrium-

phiren, unter dessen Hut es nicht in hundertstimmigem Chor hervortönete: „Spitzbub, Spitzbub!“ „Die Welt will betrogen sein, darum betrüge sie,“ ist offen ausgesprochener Grundsatz unserer meisten heutigen Geschäfts- und Handelsleute, ohne welchen es unmöglich sei, ein Geschäft mit Erfolg zu betreiben. — Wer da meint, daß doch das neunte Gebot noch in Ehren und Achtung stehe, der vergleiche einmal, um nur Eines zu nennen, die amtlichen Statistiken, die Berichte, welche von unten nach oben laufen, die nach dem alten „initium est salutis notitia peccati“ *) den Oberen als Sonde für die Volksschäden dienen sollen, mit der nackten Wirklichkeit, und er wird seinen Augen kaum trauen, so oft, besonders in abschwächender, eben- und glattmachender Weise, falsches Zeugniß gegeben zu sehen. Wie viele Predigten, selbst an den Gräbern, sind nichts als falsche Zeugnisse, welche Böses gut, und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht, und aus Licht Finsterniß, die aus Sauer Süß, und aus Süß Sauer machen. Unsere Zeitungsschreiberei bei ihren schlechten, grundverkehrten Grundsätzen

*) Die Erkenntniß des Uebels ist der Anfang seiner Heilung.

und Begriffen, bei ihrer Sprachverwirrung, bei ihrem jüdisch gemeinen Schachern mit Politik, Religion, mit allem Heiligen um Volksgunst und Geld unter der Devise von Licht, Freiheit und Recht; unser öffentliches Leben bei seinen hohlen Formen, bei seiner Verstellung und Heuchelei; unser Titel- und Namenwesen, wie wenig paßt oft Christ, Lichtfreund, Martin, Ida u. s. w. zum Träger dieses Namens, was weiter ist es, als eine große Lüge, ein falsches Zeugniß? Wundere man sich über all' diesen Gräuel nicht. Die Schärfung und Korrektur, welche Kopf und Herz und Gewissen des Volks, der Beamten, der Niederen und Hohen zu anderen Zeiten jeden Sonntag im Gottesdienste, durch einen in rechter Weise angewendeten Ruhetag erfuhren, fällt heute meistens weg. Wo immer der Sonntag schlecht gefeiert wird, muß die Sittlichkeit verfallen. Oder, wie Hengstenberg sagt: „Wo die Feier dieses Tages darniederliegt, da wird in gleichem Maße stets auch der Wandel in Gerechtigkeit darniederliegen."

Wo die Sittlichkeit verfallen ist, da kommen Charaktere nur schwer auf. Es ist das lange nicht ein Charakter, was unsere heutige begriffsverwirrte Umgangssprache so zu nennen beliebt. Charakter ist allerdings der Aus-

druck konstanter Grundsätze in Rede und Handlung. Aber ein der Sittlichkeit ermangelnder Grundsatz ist ein Widerspruch, ein Unding. Grundsätze lassen sich nicht machen, so wenig wie die Gesetze, nach welchen sich im Naturreich die unterschiedlichen Exemplare der Pflanzen, Thiere u. s. w. entwickeln. Grundsätze sind Offenbarungen, sind ewige Wahrheiten, die entdeckt, aufgenommen, geglaubt, verstanden werden wollen, wie auf wissenschaftlichem, so auf ethischem Gebiete. Nun sind aber diese geoffenbarten Grundsätze allein darum Grundsätze, weil sie logisch wahr, irrthumsfrei sind; sie sind aber irrthumsfrei, weil sie sittlich, gut, tugendhaft sind. Nur das sittlich Gute ist das logisch Wahre. Weil aus diesen Gründen Sonntagsfeinde nicht leicht Grundsätze haben können, da sie gewöhnlich mit der Offenbarung in keinem Zusammenhang stehen, zu einem Verständniß derselben nicht gelangen, so geht ihnen gewöhnlich auch „Charakter“ ab. Beobachtet man sie in ihren verschiedenen Lebenskreisen, so verräth sich dies jeden Augenblick. Die Welt, das Materielle, ihr Geschäft, ihr Handel, kurz ihr Interesse bestimmt und dirigirt sie. Sie sind fromm und frivol, je nachdem sie sich in einer Gesellschaft befinden, je nachdem die Kunden sind, von welchen sie

Vortheil ziehen, um deren Beifall sie buhlen, je nachdem die Strömung der Zeit wechselt. Mit dem Maule sind sie Sturmglocken der Freiheit, in der That leidenschaftliche Tyrannen oder Speichellecker, Schmarotzer und feile Knechte. Während sie im Klub freisinnig faseln, mißhandeln sie daheim Frau und Kind und Gesinde. Während sie in Wort und Rede die Partei des Volks ergreifen, beuteln sie dasselbe in der That mit allen Praktiken und Kniffen auf's unbarmherzigste aus. Während sie gegen die von Gott verordnete Obrigkeit rebelliren, bücken sie sich hündisch vor der Majestät Volk, wie die Assyrer vor dem Götzen Nebukadnezars. Während sie nicht satt werden, nach oben zu bellen über Schwelgerei, Luxus und Verschwendung, verthun sie ihr eigenes Vermögen in Wohlleben und Liederlichkeit, und versetzen ihre Familie unbarmherzig in Armuth und Elend. Während ihre Worte muthig wie Kugeln und Schwerter d'reinschlagen, huschen sie hinweg, sobald die geringste Gefahr am Horizont auftaucht, wie Gespenster, wenn der Hahn kräht. Während sie die Moral betonen, Moralpredigten begehren, brechen sie die Ehe, fälschen sie ihre Waare und Arbeit, heucheln sie in Wort und Miene. Während sie öffentlich loyal, theil-

nehmend, mitleidig und opferwillig sind, sind sie im Geheimen die engherzigsten, neidischsten Egoisten, die auch zum mäßigsten Glück ihres Nächsten sauer sehen, und wegen der Ausgabe eines Kreuzers für die Bedürfnisse des Hauses Weib und Kinder verfluchen. Während sie Aufklärung affektiren, über die ewigen Bibelwahrheiten hinaus zu sein sich das Ansehen geben, stecken sie im Aberglauben des finstersten Heidenthums, beten die Götzen Natur, Schicksal, Zufall an, und schaudern zusammen, wenn sie wahrnehmen, daß sie bei Tische zu dreizehn sind. Nein, Charaktere sind diese Wechselköpfe nicht. Diese werden und müssen immer seltener werden, je weniger Sonntag wir haben, je weniger die ewigen Wahrheiten des Christenthums dem Volke zum Bewußtsein kommen. Und wenn nun die Erfahrung lehrt, daß in den höheren, gebildeteren Ständen Charakterlosigkeit immer allgemeiner wird, läßt es sich da annehmen, daß sie in den niederen, im Arbeiterstande sich weniger finden werde, zumal diesem Stande die einzige Zeit und Gelegenheit, sich nach dieser Seite hin zu bilden, der Sonntag, geraubt wird? Wie kann und soll da ein Charakter aufkommen, wo der Materie, der gemeinen Sinnlichkeit, dem zeitlichen Interesse, als den obersten herr-

schenden Mächten, gedient und gehuldigt wird; wo den Arbeiter alles daran erinnert, darauf hinweist, daß er eine blose mechanische Arbeitskraft, ein bloses Lastthier ist, dessen Werth sich allein nach dem Nutzen richtet, den es abwirft?

Wo die Sonntagsfeier darniederliegt, da geht Kultur und Civilisation, da gehen Künste und Wissenschaften rückwärts. „Da seht, welch' ein Hanswurst aus dem Verstand werden kann, wenn er auf verbotenem Wege schleicht,“ klagt Falstaff. — Die Wahrheit ist einfach. Wo das Wissen ein Aggregat, eine Kompilation von Wissen ist, kommt's nimmermehr zur Weisheit, zur rechten Erkenntniß. Auch das wenige Wissen der niederen Leute muß ein organisches, ein aus einfachen Sätzen und Wahrheiten heraus entwickeltes sein, wenn es bilden soll. Die Breite thut es nicht, wenn sie nicht in einer einheitlichen Tiefe wurzelt. Nach keiner Seite hin ist von oben her mehr gesündigt worden, als nach dieser. Unser ganzes Unterrichtswesen ist ein großer Anklageakt gegen seine Führer und Leiter. Wie viel und wie vielerlei, mit wie wenig innerer Einheit wird von unseren Dorfschulen an gelehrt und zu lernen aufgegeben, und wie wenig gründliches Wissen, klare Erkenntniß und Weis-

heit hat dennoch die Masse. Wie schief sind da die Anschauungen, wie verkehrt und falsch die Begriffe, wie eng der Kreis des Bewußtseins, wie oberflächlich die Erkenntniß, wie verschwommen, lahm und unzutreffend das Urtheil. Und unter dem großen, mächtigen Haufen von Wissensspreu, wie wenige Fruchtkörner, ausgiebig für's Leben, finden sich da. In einer Dorfschule von 120 Kindern wußten die Schüler die geistigen Vermögen des Menschen, die neun Redetheile der deutschen Sprache, die Reihenfolge der bayerischen Regenten mit Angabe ihrer Regierungszeit, den Schematismus der Naturgeschichte an den Fingern herzuzählen, konnten zeichnen und vierstimmige Volkslieder singen. Aber kein einziges Kind war vermögend, die einfachste Gedankenfolgerung zu machen. In ein und derselben Frage ein einziges Wort verändert, brachte die Kinder völlig um ihren Verstand. Kein Kind konnte auf die allereinfachste Frage sprachlich richtig antworten, oder auch nur ein Wort scharf prononcirt, ohne Verschluckung von Vor- oder Nachsilben, aussprechen, oder einen Gedanken einfach, klar und verständlich niederschreiben. Kein Kind kannte die Namen der zwölf Apostel, die Reihenfolge der biblischen Bücher, der fünf Hauptstücke, der kirch-

lichen Feste, hatte ein Verständniß vom Schematismus des Katechismus, vom Kalender und dessen Gebrauch, war in allen Theilen reinlich und sauber gekleidet. Ja, mehrere Kinder im Alter von zwölf Jahren konnten nicht lesen, nicht das Einmaleins, nicht einmal das Unser Vater. Viele Lieder des kirchlichen Gesangbuches konnten in der Kirche und in der Schule nie gesungen werden, weil sie der Herr Lehrer niemals eingeübt. Ohngeachtet der Schullehrer wöchentlich sechs Stunden Religionsunterricht gab, wurde nur von acht oder zehn seiner Schüler daheim ein Tischgebet gebetet, und auch von diesen nur, weil ihnen diese Sitte von frommen Eltern überkommen war. Mit einem „es ist nicht vorgeschrieben“ wird oft das Nächste, das Nothwendigste des Unterrichts und der Erziehung abgewiesen. Wahrscheinlich beten auch manche der Herren Schullehrer darum bei Tische nicht, weil es ihnen nur von Gott und nicht auch von menschlichen Vorgesetzten vorgeschrieben ist. — Mit einem Ballast unfruchtbarer Dinge, die auf Herzens- und Lebensbildung nicht den geringsten Einfluß haben, daher auch nie einwurzeln und schnell wieder vergessen werden, tritt so die Jugend in die Welt, voll Dünkel und doch dumm, unpraktisch und un-

beholfen, zu Tode unterrichtet und geschulmeistert; kann mit dem Verstande, aber deshalb noch nicht mit Verständniß, die erstaunlichsten Kunststücke, Sprünge, Verzerrungen und Verdrehungen machen, kann in der Manäsche der Sprachlehre Kotillon reiten, auf dem Tanzboden der Geographie mit verbundenen Augen einen Eiertanz tanzen, aber nicht einmal wie ein natürlicher Mensch sich bewegen und gehen; kann auf zehn Schritte Linsen durch ein Nadelöhr werfen, aber nicht einmal den Suppenlöffel handhaben und, ohne sich zu besudeln, zum Munde bringen. Im glücklichsten Falle liefern unsere modernen Schulen und viele unserer Herren Lehrer anmaßliche Vielwisser, aber keine Charaktere; Paradefiguren, aber keine Christenmenschen. „Lasset uns Menschen bilden," sollte die Parole wenigstens einer evangelisch-christlichen Schule sein. Man hat vor Zeiten eher einen Mann gefunden, obwohl Schule und Civilisation nicht so viel von sich reden machten. Wenn es in unsern Schulen nicht größtentheils in angegebener Weise bestellt wäre, könnte dann jeder Windbeutel, jeder Aufklärungsrenommist mit dem ersten besten Maul voll Wind das Volk hundertweise von seinem Standpunkt herunterblasen und in breitem, langem Schweife hinter

sich herziehen, welchen Schweif ihm morgen ein anderer Windbeutel mit gleicher Leichtigkeit wegbläst? Die einfachsten und doch tiefsten Wahrheiten, die richtigsten, weil dem Leben am verwandtesten Grundsätze sind und werden's ewig bleiben, die geoffenbarten, die Wahrheiten der Bibel. Aus einem einzigen Satz, so einfach, klar und behältlich, daß er auch einem Kinde eingeht, baut die Bibel ein Reich der Erkenntniß, der Aufklärung, des Wissens auf, wogegen alle moderne Wisserei und Aufklärung eine Lumperei und Bettelei ist; befähigt dabei zur Erfassung und Bewältigung aller andern, rechts-, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, politischen, gewerblichen u. s. w. Erkenntnisse, wie es keine Philosophie, Schul- und Weltweisheit im Stande ist. Es geht eben auch für die Wissenschaft das Gesetz von Zion aus.

Woher kommt's doch, daß die Völker, bei welchen die Bibel im allgemeinen Gebrauche ist, die erleuchtetsten, aufgeklärtesten, gebildetsten, routinirtesten und geistig fähigsten sind, obgleich ihr formales Schulwesen nicht immer am höchsten steht? Wie soll sich unser Volk aber die Grundsätze der Offenbarung, der Bibel aneignen, wenn ihm der Sonntag verkümmert, genommen wird? Der Sonntag ist

meistens die einzige Vermittelung zwischen ihm und der geoffenbarten Wahrheit. Es kann daher nicht fehlen, daß, wo jener wegfällt, diese fremd bleibt. Deshalb ist die Unwissenheit und Dummheit der heutigen Masse so immens groß. Man hat keine Vorstellung von der religiösen Finsterniß, welche heute den Geist und Sinn der Meisten vom niederen Taglöhner an bis hinauf zum feingebildeten, gelehrten, bewürdeten Weltmann umschleiert. Die religiösen Begriffe der Meisten sind entweder ganz falsch oder bis in's Unkenntliche entstellt. Daher so viele grundverkehrte Urtheile über Religionsangelegenheiten nicht nur aus dem Munde des gemeinen Volks, sondern selbst vieler Gelehrten, vieler Bücher- und Zeitungsschreiber. Man lese die Tagesblätter, vom seichten, in Allerlei machenden Frankfurter Journal an bis zur „Allgemeinen.“ Von der tiefen Wahrheit, von der Universalität und Solidarität der Sünde nach biblischer Auffassung, haben Viele keine Ahnung mehr, daher sie scheu werden und durchgehen wie ein Karrengaul, sobald nur der Name „Erbsünde“ ausgesprochen wird. Weil dieser Artikel die Voraussetzung für alle anderen Artikel des christlichen Glaubens bildet, nach ihm sich die ganze religiös-christliche Anschauung und Vor-

stellung richtet, so muß nothwendig das ganze System von Religionswahrheiten, in dessen Besitze man etwa ist, ein verkehrtes und falsches sein. Höre man einmal über Rechtfertigung, über seligmachenden Glauben, über Wiedergeburt und Heiligung u. s. w. raisonniren, man wird sich des Mitleidens, des Lachens oder auch des Aergers über unsere modernen Apostel und Propheten kaum enthalten können. Da ihnen alle positiv christliche Erkenntniß abgeht, so wäre es ein Wunder, wenn sie anders urtheilten. Der oben angeführte Kommis, der sich rühmte, vom Apostolikum und all' dem „Firlefanz" keine Silbe mehr zu wissen, ist ein treues Konterfei nicht nur seines eigenen religiös vielfach verkommenen, verdummten Standes, sondern der jetzigen Welt überhaupt. Als ein gewisser Graf Grammont unter Ludwig dem vierzehnten auf's Krankenbett geworfen wurde, suchte ihm seine Gemahlin die Elemente der christlichen Religion beizubringen. Da sie ihm eines Tages das Unser Vater vorbetet, bricht er in die Worte aus: „Wiederholen Sie mir, Gräfin, dieses Gebet, es ist hübsch; wem hat man es zu verdanken?" Ich machte es mir einige Zeit zur Aufgabe, in den Schulen, in welche ich kam, es waren meistens evangelische, einige einfache

stereotype Fragen zu stellen. In mehreren konnte auf die Frage, welchen Glauben, welche Religion sie haben, häufig kein Kind eine fertige, befriedigende Antwort geben, indeß katholische Kinder auf diese und ähnliche Fragen wie eine Pistole herausknallen. Freilich habe ich einmal einen protestantischen Distriktsschulinspektor in einer Schullehrerkonferenz seine Untergebenen davor warnen hören, die Kinder so frühe mit ihrem konfessionellen Namen bekannt zu machen. Das hieße den Samen der Zwietracht schon in die Kinderherzen säen. In einer Christenlehre fragte ich fünf neben einander sitzende Sonntagsschüler vergebens nach der Zahl der heiligen Sakramente. Ein anderesmal hatte ich in einer Sonntagsschule viele Mühe, herauszubringen, wie viele Evangelien es gebe. Und wieder einmal erhielt ich, da ich bei Anführung einer Stelle aus dem Römerbrief fragte, wer die Römer gewesen wären, die Antwort „Apostel." Unter weit über hundert Kindern wußte nicht Eines das Rechte. Vorzüglich groß ist die Unwissenheit auf dem Gebiete der Kirchenbeschreibung, die Unkenntniß der Kirchenverwaltung, ihrer Gliederung und ihres Instanzenganges, bei Jung und Alt. Ja, unsere meisten Protestanten, wenigstens auf dem Lande,

wissen noch nicht einmal, ob die Leitung der Kirche in den Händen der weltlichen Regierung oder einer besonderen kirchlichen Behörde liege; ob das kirchliche Territorium seine eigene Eintheilung habe oder mit dem politischen zusammenfalle. Die Masse des Volks vermag kaum die Amtsnamen ihrer kirchlichen Obrigkeit, die allerdings für den Ungelehrten oft barbarisch genug klingen und ellenlang sind — Generalsuperintendent, Oberkonsistorialpräsident — auszusprechen. Von dem Bewußtsein, daß die Kirche eine moralische Person sei, welcher Rechte und Eigenthum zukomme, deren Verletzung sie ebenso gewissenhaft zu verhüten habe wie ein Privatmann, findet sich zu ihrem größten Nachtheil in vielen protestantischen Gemeinden heute nicht die leiseste Spur. Wie viel Eigenthum und Rechte der evangelischen Kirche, der evangelischen Schule, haben in Folge dieses mangelnden Rechtbewußtseins die politischen Gemeinden an sich gebracht, und stillen nun damit vor den Augen der verblüfften Protestanten das ungestüme Begehren propagandirender Katholiken. Ich kenne einen Fall, in welchem vor nicht langer Zeit ein evangelischer Pfarrer, blos mit dem Gelde Evangelischer, einen Acker zur Aufbesserung des Gehaltes des evangelischen Schul-

lehrers ankaufte, welcher Acker heute einen Besoldungstheil der unterdeß in der früher ganz evangelischen Gemeinde errichteten katholischen Schulstelle bildet, weil das Objekt auf den Namen der „Gemeinde“ und nicht der „evangelischen Gemeinde,“ in die Urkunden eingestellt war. Wie viele Prozesse über Besitz- und Eigenthumsrechte zwischen evangelischen und kathol. Gemeinden hatten oft keinen andern Grund, als diesen Mangel an Rechtsbewußtsein und das daraus hervorgehende Versäumniß zeitiger Rechtswahrung auf Seiten der Evangelischen. Wie unklar sich viele evangelische Christen in ihren religiösen Begriffen sind, geht unter anderem auch daraus hervor, daß sie von ihrer Kirche sprechen, als habe sie kein höheres Alter, denn die Reformationszeit; daß sie ohne das mindeste Arg von einem „protestantischen“ Glauben, von einer „protestantischen“ Religion reden; daß sie für die antibiblische Lehre streiten, der Mensch werde gerecht und selig durch sein Gutesthun; daß sie vom seligmachenden Glauben römisch-katholisch denken, ihn in oberflächlichster Weise für pures Fürwahrhalten nehmen; daß sie Rechtfertigung und Heiligung mit einander vermischen. Ueberhaupt ist, trotz der großen Verbreitung der Bibel, die Kenntniß dieses heiligen Buches und seiner Lehren

außerordentlich gering. Die Familien, in welchen ein regelmäßiges Bibellesen Sitte ist, gehören bei uns zu den größten Seltenheiten.

Diese Verkommenheit im Religiösen, dieser Mangel an gesunden Grundsätzen, an Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit, läßt auch in andern Dingen, auf andern Gebieten keine klare Erkenntniß, kein gründliches, umfassendes Wissen, kein rechtes Leben aufkommen. Die Verworrenheit, Unklarheit, die stupende Dummheit der Masse im Politischen hätte nie so groß werden können, wenn Blick und Verstand dieser Masse durch die geoffenbarte Wahrheit, durch die Bibel, ab- und aufgeklärt, geschärft und gestärkt gewesen wäre. Welches Spiel ließ und läßt noch heute das bibelentfremdete Volk von jedem politischen Abenteurer mit sich treiben! Wie führen es diese Charlatane an den Angelschnüren der tollsten Schlagwörter nach jeder beliebigen Richtung, und wie stumpf und gedankenlos wiehert das Volk hinter ihnen d'rein, selbst wo es in sein Verderben geführt wird. Ein Wort, ein Schall, ein Ton, wie etwa „Freiheit,“ „Aufklärung,“ genügt oft, um dieses Volk in den Sack zu stecken. Im Jahre 1850 ließ in einem Wirthshause ein Haufe Bauern einen gewöhnlichen Schacherjuden hoch leben,

weil er mit einem heroischen Faustschlag auf den Tisch Amnestirung aller politischen Vergehen wollte. Als hintend'rein Jemand bemerkte, daß dieser Jude noch vor wenigen Tagen habe den Haman klopfen helfen, und den Sohn Medatha, den Agagiter, nach einem Zeitraum von dritthalbtausend Jahren noch nicht amnestirt habe, schlug die Stimmung der Bauern plötzlich so sehr um, daß sie den Juden ob des Widerspruchs seiner Theorie und Praxis geprügelt hätten, wenn dieser nicht ausgerissen wäre. Zu denkfaul und denkunfähig, zum wahren Begriff eines Wortes hindurchzudringen, verbindet das Volk mit einem Worte gewöhnlich denjenigen Begriff, welchen seine Verführer hineinzulegen für gut finden, oder welchen das nächste spezielle Verhältniß auf die Oberfläche schäumt, ist gleich der Begriff mit dem Worte so wenig verwandt, wie Pontius Pilatus mit Herodes. Wie kurz und altersschwach ist das Gedächtniß dieses Volkes! Kaum weiß es heute noch, was gestern geschehen ist. Treiben es seine Verführer nicht allzu plump, so merkt es dasselbe kaum, wenn nicht darauf aufmerksam gemacht, wenn diese morgen eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Der moralisch verkommenste Mensch, jeder am Verunglücken stehende juridische oder medi-

cinische oder politische Spekulant, darf die sinnlosesten Unwahrheiten, die wüstesten Lästerungen schwatzen, so findet er bei diesem Gottes Wort verwerfenden Volke, so lange er nur keine materiellen Opfer fordert, Beifall. Dagegen braucht es von weitem eine Wahrheit zu hören, sei es eine religiöse oder naturwissenschaftliche oder juridische oder politische, und kommt sie gleich aus dem Munde des frömmsten, sittlichsten, vertrauenswürdigsten Mannes, so bläht es sich dagegen auf mit Schnauben und Toben, als wäre ihm Schwefel unter die Nase gefahren. Da heißt es gleich: „dumm machen lassen wir uns nicht.“ Als ob sie lauter Luzifer, Lichtträger wären, alle Geheimnisse Egyptens wüßten, und jeder eine Universität mit allen vier Fakultäten im Leibe hätte. Daß sich Gott erbarm! Diese Leute sind ein trauriger Beweis von der Wahrheit, daß der Mensch, wenn er nicht durch Gottes Wort erleuchtet ist, die Finsterniß mehr liebt, als das Licht; von der Wahrheit, daß nur derjenige, welcher aus der Wahrheit ist, ein wahrhaftiges Gemüth hat, Wahrheit begreifen, lieben und glauben kann. Wer diese Maxime im Auge behält, wird sich manches Räthsel im Gemeinde- und Staatsleben erklären können, und manche Erscheinung, mit

welcher er sonst nichts anzufangen wußte, wird ihm deutlich werden. Bei solcher Bewandtniß kann den wahren Volksfreund nur das trösten, daß der Sieg des Lichtes die Verheißung und das Siegel des Herrn hat. Die Schlachten aber für Licht und Wahrheit werden vorab am Sonntage geschlagen.

Die Unbeholfenheit unserer Sonntagslosen tritt besonders auch auf dem Gebiete der Erziehung zu Tage. Gerade hier, wo es besonders gilt, vom Einfachen, unerschütterlich Feststehenden, vom Klaren und Wahren, kurz von Offenbarungssätzen auszugehen, pfuschen sie in der bedauerlichsten, bemitleidenswerthesten Weise. Der Begriff der Erziehung hat sich bei ihnen vollständig in den des Unterrichtens verflüchtigt. Eine religiös-sittliche Bildung gilt ihnen zumal gar nichts. Es dünkt ihnen unendlich schlimmer, unwissend, schwachen Verstandes, unaufgeklärt, als unmoralisch, gottlos und schlechten Herzens zu sein. Ja, Mangel an Gewissen wird oft von ihnen für einen Vorzug gehalten, und glauben sie die Entwicklung desselben ganz und gar dem Zufall überlassen zu dürfen. Lernen soll der Herr Sohn, die Jungfer Tochter, lernen und nichts als lernen; gescheidt werden sollen sie, um einst tüchtige Geschäftsleute abgeben, und sich ge-

schickt durch die Welt schlagen zu können. Bei allem Lernen aber kommt es nicht selten dahin, daß der Herr Sohn und die Jungfer Tochter im Hauptpunkte Esel bleiben, daß sie nämlich trotz aller Gescheidtheit nicht nur ihr eigenes zeitliches und ewiges Glück, wie Tölpel, in Trümmer schlagen, sondern oft auch noch das Glück ihrer Eltern und anderer Angehörigen. Es ist daher kein Wunder, daß, wenn solche Leute hinaus in's Leben müssen, welches rauh und ernst ist, sie sich unbehaglich fühlen, rechts und links ausschlagen und beißen, allen Aufsichtsbehörden nur Noth machen, und die erste beste Gelegenheit vom Zaune brechen, zu revoltiren. Unsere Gefängnisse haben mehr als Ein Exemplar solcher Bildung aufzuweisen.

Ein Schullehrer, der in einem Gefängnisse Unterricht gab, bemerkte, daß, so oft er einen christlichen Gegenstand berührte, ein Gefangener die Nase rümpfte, höhnisch und spöttelnd lächelte. Auf seine Erkundigung erfuhr er vom Inspektor, daß dieser Gefangene ein sehr gelehrter Mann sei, englisch und französisch spreche, und Mathematik aus dem Fundamente verstehe. Als sich der gelehrte Mann im nächsten Unterrichte ähnlich betrug, fragte der Schullehrer, warum er das thue? „Ich

bedauere sie," entgegnete der Gefangene, "daß sie noch so weit zurück sind, und noch an solchen Dingen hängen." "Ja," bekannte der Schullehrer, "ich hänge noch an solchen Dingen, sie aber, wie es scheint, nicht mehr. Ziehen sie nun einmal zwischen uns Beiden einen Vergleich, wer mit dem, woran er hängt, am weitesten gekommen ist? Sie können englisch und französisch sprechen, verstehen Mathematik aus dem Fundament, und liegen in Ketten, sind von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. Ich verstehe weder englisch noch französisch, noch wie sie Mathematik, bin aber ein freier Mann und genieße die Achtung und Liebe meiner Mitbürger. Und wissen sie, warum? Weil ich noch an dem hänge, worüber sie in ihrer Verkehrtheit spotten und lächeln. Die Zucht des Evangeliums hat mich vor ihrem Loos bewahrt."

Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, daß ein bibelentfremdeter Vater seinen Sohn dadurch zur Sparsamkeit glaubte heranziehen zu können, daß er ihm recht viel Geld in die Hände gab, wodurch er mit dem Gelde umzugehen lernen sollte. Natürlich wurde der Sohn ein Lump und Verschwender, ging durch diesen einzigen verkehrten Grundsatz zu Grunde. Nach Gottes Wort kann und soll nur Der-

jenige, welcher über Wenigem getreu gewesen ist, über Vieles gesetzt werden. Ein anderer von den Wahrheiten der Bibel verlassener, den Sonntag geringschätzender Vater lehrte sein siebenjähriges Söhnlein, bevor es noch lesen konnte, verschiedene Karten-, Würfel- und andere Spiele, brachte ihm die Redensarten und Gemeinplätze der modernen Konversation bei, nahm es mit auf Bälle, in Konzerte, Theater u. dgl., weil man heut zu Tage die Kinder nicht früh genug in die Welt einführen und mündig machen könne. Was Wunder, wenn diese linkischen, lahmen Erzieher oft lebenslang an den bitteren Früchten ihrer Arbeit kauen müssen, von ihren eigenen Kindern aus der Mode erklärt, und von der Mode selbst moralisch begraben werden, lange vorher, ehe man ihnen noch den Sargdeckel über's Gesicht gestülpt?

Gleicher Weise kenntnißarm, einseitig, verkehrt und verwirrt sind die Sonntagslosen, besonders unter den arbeitenden Klassen, in ihrem Beruf, im Handel und Wandel, im Umgange. Nicht im Stande, ihr wahres Interesse zu begreifen, handeln sie oft zu ihrem größten Schaden, und meinen doch, jenes zu befördern. Es geht ihnen mit ihrer Weisheit wie jenem Affen, der den Ast absägte, auf

welchem er saß. Wie oft habe ich feurige Vertheidiger der Gewerbsfreiheit Schafsgesichter machen sehen, wenn ihnen zu Gemüth geführt wurde, daß die Macht des Kapitals, die Willkühr der Pfuscherei gerade für sie Gewerbsfreiheit in Gewerbsdespotie umwandeln, gerade sie aus Meistern zu Gesellen reicher Großunternehmer machen müsse. Wie beschränkt sind meistens diese Leute in ihren geistigen Hilfsmitteln, wie leicht fallen sie dem Betrug in die Hände, werden von nichtswürdigen, selbstsüchtigen Menschen überlistet und geprellt. Ueberhaupt wird da, wo der Sonntag seine rechte Stellung verloren hat, die geistige Fähigkeit und Tüchtigkeit immer geringer sein, als da, wo man ihm unter sonst gleichen Verhältnissen seine rechte Stellung gelassen. Nie findet man in den Häusern der Sonntagsfeinde dieselben Bildungsmittel nach den verschiedensten Seiten hin, dieselben Bücher über religiöse, landwirthschaftliche, gewerbliche und andere Gegenstände, wie in den Häusern der Sonntagsfreunde; nie wird in jenen Häusern ein so fleißiger Gebrauch von diesen Mitteln gemacht, als in diesen. Wird dem Arbeiter der Sonntag verkümmert oder genommen, so ist ihm auch die Möglichkeit entzogen, seinen Geist zu bilden, seinen Verstand zu schärfen

und zu stärken, die Summe seiner Kenntnisse zu vergrößern, sein Herz zu veredeln. Der an geistigem Leben Arme und Schwache aber wird jederzeit sein Irdisches weniger fördern, als der geistig Reiche und Starke. Die Arbeit des Denkens und Ueberlegens sowohl, als die Arbeit der Hände wird jenem stets schwerer und lästiger, deshalb unangenehmer sein, als diesem; und schon aus diesem Grunde muß das Arbeitsprodukt jenes schlechter und weniger lohnend sein, als dieses. Daraus folgt Verdruß an der Arbeit, ein sich Gehenlassen, Trägheit, am Ende Lüderlichkeit. So ist's begreiflich, wie durch eine schlechte Sonntagsfeier, respektive durch Arbeiten am Sonntage, das zeitliche Wohl, der Erwerb, welchen man dadurch zu fördern meint, nicht gefördert, sondern gehindert wird. Und wie oft hat nicht schon der vom Unglauben todtgesagte Herrgott ein Zeichen gegeben, daß er noch am Leben sei, indem er den am Sonntag gewonnenen Vortheil plötzlich in Nachtheil und Schaden verkehrte. Oder glaubt man im Ernst, daß sich Gott um die in seinem Haushalt so ernst und feierlich eingesetzte Ordnung nichts kümmere, es gehen lasse wie es wolle, und derselbe bleibe gegen diejenigen, welche diese Ordnung halten, wie gegen diejenigen, welche

sie brechen? Man höre, was der Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf erzählt:

„In Emmenthal in der Schweitz hatte ein reicher Bauer zur Erntezeit viel geschnittenes Korn d'raußen liegen. Als er am zehnten Sonntag nach Trinitatis des Nachmittags an den Bergen eine Wolke aufsteigen sah, schrie er sein Gesinde zusammen und sagte: „Rasch hinaus, gehäufelt und gebunden! es wettert auf den Abend; bringen wir tausend Garben trocken ein, gibt's darauf Wein genug!“ Das hörte die Großmutter, die, achtzig Jahr alt, an zwei Krücken ging. Mühsam kam diese aus dem Hause und sagte: „Johannes, Johannes, was denkst du auch? So lange ich mich zurückerinnern mag, ward hier am Sonntag nie eine Handvoll eingeführt, und meine Großmutter hat mir gesagt, sie wisse auch nichts darum, und doch sei immer Segen bei der Sache gewesen, und von Mangel habe man hier nichts gewußt. Und wenn es Noth am Mann wäre, Johannes, ein naß' Jahr! Aber trocken war's bis dahin, und trocken wird es wieder werden, und Naßwerden schadet dem Korn nichts, Gott gibt auch den Regen, und wie er's gibt, hast du es anzunehmen. Johannes, thu' es nicht, ich halte dir dringlich an.“ Das Gesinde stand umher, die Alten

machten ernsthafte Gesichter, die Jungen lachten und sagten unter sich, das Altväterische sei abgethan, jetzt sei es eine neue Welt. „Großmutter, habt nicht Kummer,“ sagte der Bauer, „alles muß einmal zum ersten Mal geschehen, und deretwegen ist's nicht bös. Unserm Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute schaffen oder schlafen, und eben so lieb wird ihm das Korn in der Scheuer, als im Regen sein. Was d'rin ist, ist d'rin, man braucht deswegen nicht Kummer zu haben, denn wie es morgen sein wird, weiß Niemand.“ „Johannes, Johannes, d'rinnen und d'raußen ist die Sache des Herrn, und wie es diesen Abend sein wird, weißt du nicht; aber das weißt du, daß ich deine Großmutter bin, und dir um tausend Gotteswillen anhalte, laß heute dein Korn d'raußen. Ich will, wenn du es sonst nicht machen kannst, ein ganzes Jahr kein Brod essen.“ „Großmutter,“ hat darauf der Johannes gesagt, „deretwegen sollt ihr nicht desto weniger Brod haben, aber eine Zeit ist nicht alle Zeit, es gibt alle Jahr neue Bräuche, und sein Sach sucht man alle Tage besser zu machen.“ „Aber Johannes,“ hat die Großmutter gesagt, „die Gebote bleiben die alten, und kein Tüpflein wird daran vergehen, und hast du dein Korn unter dem

Dache, was hilft es dir, wenn du Schaden leidest an deiner Seele?“ „Für die kümmert nicht, Mutter,“ hat der Johannes gesagt, „und jetzt, Buben, auf und gebunden, was das Zeug hält, die Zeit wartet nicht!“ „Johannes, Johannes!“ hat die Großmutter gerufen, aber Johannes hörte nicht, und während die Großmutter betete und weinte, führte Johannes Garben ein, Wagen um Wagen. Tausend Garben waren unter'm Dach, als die ersten Regentropfen fielen; schwer, als wären es Pfundsteine, fielen sie auf das Dach. „Jetzt, Mutter,“ sagte Johannes, in die Stube tretend mit seinen Leuten, „jetzt ist's unter Dach, Mutter, und alles ist gut gegangen, mag es jetzt stürmen, wie es will, und morgen schön' oder bös Wetter sein, ich hab's unter meinem Dach.“ „Johannes, aber über deinem Dach ist des Herrn Dach,“ sagte die Mutter feierlich, und wie sie das sagte, ward es hell in der Stube, daß man die Fliegen sah an der Wand, und ein Donner schmetterte über'm Hause, als ob dasselbe mit einem Streich in Millionen Splitter geschlagen würde. „Herr Gott, das hat eingeschlagen,“ rief der Erste, der reden konnte. Alles stürzte zur Thür hinaus. In vollen Flammen stand das Haus, aus dem Dach heraus brannten

bereits die eingeführten Garben. Wie stürzte alles durch einander, wie vom Blitz geschlagen war jede Besonnenheit. Die alte Mutter allein behielt klare Besinnung, sie griff nach ihren beiden Stecken, sonst nach nichts, suchte die Thür und einen sicheren Platz, und betete: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele. Dein und nicht mein Wille geschehe, o Vater!“ Das Haus brannte ab bis auf den Boden, gerettet wurde nichts. Auf der Brandstätte stand der Bauer und sprach: „Ich hab's unter meinem Dach. Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Großmutter gesagt.“ Und seit dieser Stunde spricht er nichts, als: „Ich hab's unter meinem Dach, aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Großmutter gesagt.“ Es war dieses grausig anzusehen. — Wer einen Geist hat zu denken, der denke. Die Thoren nur sprechen: „Es ist kein Gott.“

Wo der Mensch sich nur vom Profit und zeitlichen Vortheil bestimmen läßt, da wird alles dahinten gelassen, was nicht Verdienst bringt und gerade geschehen muß, auch Ordnung und Reinlichkeit. Wir finden da, wo der Sonntag nicht respektirt wird, das arbeitende männliche Personal am Samstagabend

gewöhnlich in der Kneipe, wo es mit losem Geschwätz Göttliches und Menschliches besudelt, die Einnahme der sich endigenden Woche mit Spielen und Trinken bereits in Angriff nimmt, und weil man am morgigen Sonntag länger schlafen kann, bis Mitternacht genießt und schwärmt. Unterdessen werden daheim die Kinder von der weniger gefürchteten Mutter ohne Gebet, ja meistens mit Fluchen und Schelten, ungewaschen und ungekämmt in die Betten getrieben. Ihre in alle Ecken und Winkel geworfenen Kleider werden nothdürftig reparirt, wenn's hoch kommt, durch's Wasser gezogen und an den rußigen Ofen gehängt, damit sie am nächsten Morgen wieder angelegt werden können. In manchen Familien geschieht aber solches erst in der Sonntagsfrühe, wo dann die armen Kinder die Betten zerrutschen müssen, bis ihre Lumpen, vielleicht um Mittag, nothdürftig getrocknet sind. Die erst um Mitternacht heimgekehrte Mannschaft thut sich am Sonntag ein Gutes, und schläft einige Stunden länger. Ein Bedürfniß, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, wird von Niemand im Hause gefühlt. Würde es aber auch gefühlt, Trägheit, vielleicht auch Kleiderarmuth ließe es nicht zur Befriedigung kommen. Ein Gebet, eine Andacht im Hause

zu verrichten, mit einem Gedanken an Gott, mit einem Worte zu ihm den Tag einzuweihen, kommt völlig gar Niemand in den Sinn. So wird es Nachmittag, bis Leute und Hauswesen einigermaßen in Ordnung kommen. Aber auch dies, wie wenig es ist, würde nicht geschehen, wenn es keinen Sonntag gäbe. Es geschieht aber für Ordnung und Reinlichkeit in demselben Maße weniger, in welchem die Sonntagsfeier verfällt. Man trete einmal in die Wohnung Eines, welchem der Sonntag gemein, wie jeder andere Tag geworden ist, ob sich nicht ein auffallender Kontrast gegen die Wohnung des Sonntagheiligenden auf Schritt und Tritt zu erkennen gibt? Die Bewohner sind schmutzig, zerlumpt, alles umher in Unordnung, durch einander, unrein, bestaubt, schadhaft. Ein einziges Bild aus dem Leben mag zum Beweise genügen:

In einer Dorfgemeinde, wo der Sonntag durchgehends von den meisten Bewohnern schlecht gefeiert wurde, betrat ich eines Sonntags nach dem Nachmittagsgottesdienste das Haus eines, gerade nicht zu den Aermsten zählenden Maurers. An der oberen Hausthüre fehlte ein Kloben, und neigte sich diese, als ich sie aufdrückte, zu Boden. Die Hausflur diente zugleich als Küche. Zunächst stolperte

ich über einen Besen, mit welchem die Hausthüre zugestützt war. Nachdem sich meine Augen in die innerhalb dieser von Rauch und Schmutz geschwärzten Wände herrschende Finsterniß gefunden hatten, gewahrte ich einen Herd, an welchem die Ränder zerbrochen und theilweise abgefallen waren, wodurch die Asche hie und da ihren Weg auf den Boden gefunden hatte. Ein Kübel mit abgebrochener Handdaube, darinnen etwas trübe Flüssigkeit war, lehnte in der Ecke. Einiges noch mit Speiseresten beklebte Eß- und Kochgeschirr stand auf dem holperichten, stark benetzten Erdboden umher, und auf einem, an schmutziger Schwärze mit dem Boden wetteifernden, nach Moder riechenden, vielfach beschädigten Küchenschranke lagen in unreinem, größtentheils defektem Zustande, Löffel, Messer, Gabeln und anderes Küchenallerlei. In dem Hause war eine Stille, die mir bei so heller Tageszeit unheimlich vorkam, und aus welcher ich Siechthum und Verkommen des Lebens instinktartig herausfühlte. Ich öffnete die mit hölzerner Klinke versehene Thüre und trat in eine Stube, deren Wände ungeweißt, mit rohem Lehm beworfen waren. Die Stube hatte zwar drei Fensteröffnungen, war aber dessen ungeachtet düster und dumpf, denn eine der Oeffnungen, welche

des Fensters ermangelte, war mit einem Laden verschlossen. Die zweite Oeffnung hatte zwar ein Fenster, dasselbe zählte aber nur zwei und eine halbe Glasscheiben, von welchen ein brauner Schweiß in die Lumpen und das Werg herabrann, womit der unbeglaste Fensterraum verstopft war. Nur die dritte Fensteröffnung war mit einem unbeschädigten Fenster geschlossen, dessen Schweiß und Schmutz jedoch nur wenig Helle durchließ. Außer dem Ofen befand sich in der Stube nur das unentbehrlichste Möbel, das unsauber und zerbrochen in Kreuz und Quere stand und lag. Bei meinem Eintritt erhob ein am Tisch mir gegenübersitzendes, ungekämmtes Weib den Kopf und verbarg, da sie mich sogleich zu erkennen schien, zwischen ihren Beinen unter dem Tische ein Kleidungsstück, mit dessen Ausbesserung sie sich eben beschäftigt hatte. Auf meine Frage, ob sie am Sonntag keinen Gottesdienst besuche, gab sie zur Antwort, daß sie keine dafür schicklichen Kleider habe. Eine Bibel, ein Gebet- oder sonstiges Erbauungsbuch war gleichfalls nicht in ihrem Besitze. Während unseres Gesprächs hörte ich in einer anstoßenden dunkeln Kammer Bewegung und Geräusch. Durch die einer Thüre entbehrende Thüröffnung eingetreten, bemerkte ich in einem

ziemlich guten, aber an Unreinlichkeit mit dem Ganzen harmonirenden Bette die eigentlichen Bewohner des Hauses, Mann und Frau. Die Alte war die Mutter des Hausbesitzers. Die Beiden hatten in etwas gar leichter Kleidung, mit Köpfen und Gesichtern, welchen man es ansah, daß heute, und vielleicht seit langem, noch keine ordnende Hand über sie gekommen war, ein Mittagsschläfchen gemacht. Auf einem andern in derselben Kammer stehenden Bette regten sich Kinder, welche, wie ich mich bald überzeugte, gleichfalls noch von der Werktags-glorie ganz und gar umgeben waren. Keine einzige Seele dieses Hauses hatte an diesem Sonntage einem Gottesdienste beigewohnt; und besuchte diese Familie, wie man mir nach und nach gestand, höchstens einigemal im Jahre die Kirche, weil man am Sonntage von der Wochenarbeit ausruhen müsse. Nicht einmal einen Kirchenrock besaß der Mann, und muß sich einen solchen, wenn er des Jahres einmal zum heiligen Abendmahl gehen will, leihen. Und doch war das Haus nebst vier Tagwerken Land das Eigenthum dieses Maurers, verdiente er wöchentlich sechs bis sieben Gulden. So nachlässig die Familie im Besuche des öffentlichen Gottesdienstes war, so nachlässig waren die Kinder an den Werktagen im Be-

suche der Schule. Auch die einfachsten Elemente des Unterrichts, selbst der Name ihrer Kirche, ihres Glaubens, war diesen neun- bis zehnjährigen Kindern fremd. Ein Heidenthum mitten auf dem Gebiete der christlichen Kirche, unter den Thoren christlichen Lebens und christlicher Kultur, wucherte hier auf. Mir wollte es vorkommen, als habe sich an dieser Familie der Fluch erfüllt: „Auf deinem Bauch sollst du gehen, und Erde essen dein Lebenlang.“ Ein solcher Zustand ist eine ernste Mahnung zum Stillestehen und Nachdenken über die Bibelschrift am Lebenswege: „Darum segnete der Herr den Sabbathtag.“ Keine Spur von Ordnung, Reinlichkeit, Wohlhäbigkeit oder einigem Ueberfluß war hier wahrzunehmen, wie in der Behausung des, wenn auch noch so armen Sonntagfreundes. Von der in diesem Bilde sich spiegelnden Sorte Leute wird der Sonntag gewöhnlich in folgender Weise hingebracht: Entweder man verschläft den Vormittag, oder nachdem man, etwa in Schnaps, gefrühstückt, die Werktagskleider leicht angelegt hat, setzt man sich, wie mancher Dreckfink von Schneider, Schuster und Konsorten, ungewaschen und ungekämmt zur Arbeit nieder. Oder man bummelt und lungert beim Nachbar Wirth, und schleppt die Zeit bis zum Mittag-

essen mit Rauchen, Trinken, Spielen und unnützem, faulem Geschwätz hin. Ist das Mittagessen, zu welchem mancher Hausvater oft schon mit schwerem Kopf, in verdrießlicher Stimmung kommt, eingenommen, wird ein Ruhestündchen gehalten, um für die Anstrengung des wartenden Vergnügens neue Kräfte zu sammeln, dann allmählig gewaschen, sonntäglich angekleidet und spazierengegangen, oder hie und da ein Geschäft abgemacht, ein Posten eingefordert. Nach diesem geht es neuerdings in's Wirthshaus, von wo man nicht selten erst in später Mitternacht nach gehabtem Zank und Streit (solchem sieht unsere loyale Polizei gerne durch die Finger, wenn nur nicht gebetet, bibelgelesen, geistlich gesungen, „gemuckert“ wird), mit sehr erleichterten Taschen zu den harrenden, darbenden Seinen heimkehrt. Andere Sonntagsschänder der Art schlendern am Sonntag durch die Felder, in die benachbarten Städte, verstärken da den Chorus der Wirthshäuser, oder beleben die Promenaden und sonstige Vergnügungsörter, und berauben sich so aller Gelegenheit, zur Erquickung und Besserung ihrer Seele, ihrer Familie, etwas thun zu können. Dagegen streifen sie an hundert und hundert Pfützen der Immoralität, der Unzucht, des geistigen und leiblichen Verderbens vorbei, oder durchwaten

sie und beflecken sich mit ihrem Gift und Schmutz, kommen in hundert und hundert Ungelegenheiten, Unregelmäßigkeiten, Aergernisse und Vergehungen, und bringen auf diese Weise statt Segen nur Fluch vom Sonntag in die Werktage herein. Es ist statistisch nachgewiesen, daß weitaus die meisten Ungesetzlichkeiten und Verbrechen am Sonntag begangen werden; und statt in einen Tag des Glückes und der Freude, wozu ihn der liebe Gott geschaffen, verwandeln ihn sich dadurch Unzählige in einen Tag des Unglücks, des Jammers und der Thränen; statt in ein Bethesda, verwandeln sie sich seine Wasser, wie Moses die Wasser des Nilstroms für die Egypter, in Blut, das ihr ganzes Leben lang vor ihnen stinkt.

Der Schluß liegt sohin nahe, daß bei andauernder, wachsender Sonntagsentheiligung, um es kurz zusammenzufassen, Barbarei und Heidenthum über uns hereinbrechen, und was noch an Besserem und Besseren, an Wahrheit und Schönheit, an innigem, zartem und heiligem Leben unter uns wohnt und keimt, niedergetreten und vollständig ausgetilgt werden wird. Verkümmert dem Arbeiter den Sonntag nur so fort, er wird dafür einstens eine furchtbare Zahlung von euch einfordern; werft die Perle der Tage nur so fort vor die Säue, daß sie die-

selbige zertreten mit ihren Füßen, sie werden sich einstens gewiß wenden und euch zerreißen. Laßt den Arbeiterstand, laßt das Volk nur einmal des Sonntagbewußtseins gänzlich baar und ledig sein, werdet ihr schon zu euerem Schrecken erfahren, wie schnell es verthiert, gemein, roh und durch und durch materiell in seinen Anschauungen, in seinem Fühlen, Denken, Reden und Thun wird. Sein thierisches Fühlen wird entsprechende Worte erzeugen; von solchen Worten wird es zu thierischen Thaten kommen, bis der ganze natürliche Mensch offenbar geworden ist mit seinem Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Fressen und dergleichen. Dann wird sie wieder kommen die Welt, wornach sich sogar Christen in ihrer thörichten Weisheit sehnten:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!"

die Welt, vor welcher die wenigen übriggebliebenen Guten gerne durch den Tod werden entfliehen wollen, und kommt nicht, und grüben ihn wohl aus dem Verborgenen; die Welt der absoluten Lüge. Dann, wenn sie den wahren Gott in dieser Welt verloren haben, wenn sich ihre Schmerzen um Himmel und Erde, ihre Klagen

um das Herz der Welt krümmen, wenn sie ihn suchen auf allen Sternen und doch nicht finden, wenn sie nach ihm schreien und er ihnen doch nicht antwortet, dann werden sie es erfahren, daß ohne Gott Alles nur Eitelkeit, in Allem nur Mühe und Geistesverzehrung ist. Und wenn dann die Gebildeten — vergesse ja Niemand, darunter unsere Herren Beamten zu zählen — verzweifelnd die Hände ringen und den gerühmten Fortschritt, die hohle Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts Fiasko machen, den von ihnen zu Spott und Hohn aufgeführten Simson des Glaubens in die Säulen ihres Daches greifen, das vermeintlich so wohlgesicherte Materielle zergehen und zerrinnen, alle ihre angebeteten Menschengestirne vom Himmel fallen, alle Pracht und Herrlichkeit, alles Saitenspiel und alle Lust dieser Welt hinunterfahren sehen, dann werden sie den Mund weit aufthun zu dem verpönten „Zurück, Zurück!“ aber die abgestoßenen Räder, die zerbrochenen Achsen ihres stolzen Triumphwagens werden solches nicht mehr gestatten. Alsdann werden sie sich herablassen, an die sittlichen Mächte, an das evangelische Christenthum zu appelliren, aber es wird ihnen keine Rede noch Antwort werden, als die ewige Antwort der Bibel: „Trachtet am ersten nach dem Reich Got-

tes und nach seiner Gerechtigkeit!" alsdann werden sie den heroischen Entschluß fassen, bei dem Auseinandergehen ihrer Welt nach dem Kreuze zu greifen, werden sich aber vor die Stirn schlagen, wenn es ihre tastende Hand nicht findet und es ihnen beifällt, daß sie ja selbst es waren, die in den Tagen der Hoffahrt dieses Kreuz entwurzelt und im Aufklärungsfeuer vernichtet haben. "Und in denselbigen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden; werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen." Sie werden müssen rein ausessen, was sie eingebrockt haben. Mit Dampf und Pokal und Schulweisheit macht auch Bibel und Kreuz und Glaube noch einmal Konkurrenz. — Nicht wo die Krankheit ausschlägt, nicht wo die Arme des Aufruhrs Schwert und Fackel ergreifen; beginnt die Barbarei, sondern wo die Mißachtung der Bibel, die Unzucht der Seele, der Abfall von Gott begonnen hat. Die Hut des Sonntags ist deßhalb eine heilige Priesterpflicht der Kirche und des Staates, die weder von jener noch von diesem gleichgültig geübt werden darf, ohne sich schwere Verantwortung auf den Hals zu laden. "Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!"

XI.

Ist denn keine Salbe in Gilead?

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind. Denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein: Lieber, singet uns ein Lied von Zion. Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande? Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.“ Ein Heimweh nach der verlorenen Sonntagsweihe, wie nach der süßen theueren Heimath, hat die Besseren in dieser Zeit ergriffen. Es darf nicht verkannt werden, man hat begonnen, es zu ahnen, wohin wir mit der verfallenden Sonntagsfeier gerathen. Eine Umkehr ersehnen und erwünschen gar Viele, und schon werden mancher Orten Stimmen laut, die die Wiedereinsetzung des ungeschmälerten, vollen Sonntags, seine Sicherstellung, laut und dringend begehren. Wer ein Ohr dafür hat, dem wird es nicht entgehen, wie in der Tiefe des gegenwärtigen Geschlechtes ein Seufzen um den verfallenen Tempel, um die alten schönen Gottesdienste, um die ganze ehemals dagewesene evangelisch-christliche Sonn-

tagsfeier, wie um ein einiges, verlorenes Kind hinzieht. Es ist, als ob der abgeschiedene Geist des Sonntages unter uns herumginge, und bald hie, bald da unter den Füßen ein Zeichen gäbe, daß er in die Erscheinung herausbrechen und sich wieder in irdisches Leben, in Fleisch und Blut kleiden wolle. Der Geist arbeitet, das ist nicht zu verkennen, aber seine Gestalt, sein Aeußeres hat er sich bis jetzt noch nicht vollständig auszuwirken vermocht. Die Sündfluth der Sonntagsentweihung ist im Fallen begriffen, und manche auf Kundschaft ausgeschickte Taube kehrt mit hoffnungsreichem Oelzweig heim, zum Zeichen, daß die Gipfel des Sonntaglandes bereits über Wasser sind; aber zum Hüttenbauen, zum sorglosen, friedlichen Wohnen unter dem Weinstock ist noch kein Raum, ist die Zeit noch nicht gekommen. — Wer dem arbeitenden, brütenden Geiste zu seiner Auswirkung und Ausgestaltung treue Dienste leistet, das ist, zu ihrer Ehre sei es gesagt, die evangelische Kirche. Alle Organe und Behörden derselben haben in allen Stimmen und Sprachen dem Sehnen und Seufzen nach der verlorenen Sonntagsweihe nicht nur Ausdruck gegeben, sondern haben zur Stillung desselben auch mit allen rechtlichen Waffen wacker und männlich ge-

kämpft, oft unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Ist das Ziel erreicht, an dessen Erreichung nicht zu zweifeln ist, dann gebührt Krone und Palme vorweg dieser Kirche. Sie lasse nicht ab, vor Hoch und Niedrig hinzutreten, und ihre Stimme für den Sonntag, wie bisher, zu erheben. Ihr Mandat und ihre Rechtfertigung hiezu trägt sie in dem Schreiben des heiligen Geistes: „Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: Du Menschenkind, predige wider dein Volk und sprich zu ihnen: Wenn ich ein Schwert über das Land führen würde, und das Volk im Land nähme Einen Mann unter ihnen, und machte ihn zu ihrem Wächter; und er sähe das Schwert kommen über das Land und bliese die Trompete, und warnete das Volk; wer nun der Trompeten Hall hörete, und wollte sich nicht warnen lassen, und das Schwert käme und nähme ihn weg; desselben Blut sei auf seinem Kopf. Denn er hat der Trompeten Hall gehöret, und sich dennoch nicht warnen lassen, darum sei sein Blut auf ihm. Wer sich aber warnen läßt, der wird sein Leben davonbringen. Wo aber der Wächter sähe das Schwert kommen, und die Trompete nicht bliese, noch sein Volk warnete, und das Schwert käme und nähme Etliche weg; dieselben wür-

den wohl um ihrer Sünden willen weggenommen, aber ihr Blut will ich von des Wächters Hand fordern. Und nun, du Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzt über das Haus Israel; wenn du etwas aus meinem Munde hörest, daß du sie von meinetwegen warnen sollst. Wenn ich nun zu dem Gottlosen sage: Du Gottloser mußt des Todes sterben; und du sagst ihm solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen: so wird wohl der Gottlose um seines gottlosen Wesens willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Warnest du aber den Gottlosen vor seinem Wesen, daß er sich davon bekehre, und er sich nicht will von seinem Wesen bekehren; so wird er um seiner Sünde willen sterben, und du hast deine Seele errettet. Darum, du Menschenkind, sage dem Hause Israel: Ihr sprechet also: Unsere Sünden und Missethaten liegen auf uns, daß wir darunter vergehen; wie können wir denn leben? So sprich zu ihnen: So wahr als ich lebe, spricht der Herr Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. So bekehret euch doch nun von euerm bösen Wesen. Warum wollt ihr sterben, ihr vom Hause Israel?

Und du Menschenkind, sprich zu deinem Volk: Wenn ein Gerechter Böses thut, so wird es ihm nicht helfen, daß er fromm gewesen ist; und wenn ein Gottloser fromm wird, so soll es ihm nicht schaden, daß er gottlos gewesen ist. So kann auch der Gerechte nicht leben, wenn er sündiget. Denn wo ich zu dem Gerechten spreche, er soll leben; und er verläßt sich auf seine Gerechtigkeit, und thut Böses: so soll aller seiner Frömmigkeit nicht gedacht werden; sondern er soll sterben in seiner Bosheit, die er thut. Und wenn ich zum Gottlosen spreche, er soll sterben; und er bekehret sich von seiner Sünde und thut, was recht und gut ist; also, daß der Gottlose das Pfand wieder gibt, und bezahlet, was er geraubet hat, und nach dem Wort des Lebens wandelt, daß er kein Böses thut: so soll er leben und nicht sterben, und aller seiner Sünden, die er gethan hat, soll nicht gedacht werden: denn er thut nun, was recht und gut ist; darum soll er leben.“ Da ist's deutlich gesagt, was der Kirchenbehörde Pflicht im Wort ist, und kein vernünftiger, rechtschaffener Mann wird und kann's ihr verdenken, wenn sie, vom Pfarrer an bis zum Höchsten hinauf, der am Dienst der Kirche ist, mit den schärfsten Worten für den malträtirten Sonntag einsteht;

's ist ihre Pflicht, sie ist dazu angewiesen und gerechtfertigt durch den Oberbefehl des heiligen Geistes. Zu dem innerlichen Medikament des Wortes füge die Kirche die äußerliche Merkurialsalbe der Zucht, der Kirchenzucht. Die Kirchenzucht ist in der Bibel eben so klar und bestimmt ausgesprochen, als der Artikel von der Rechtfertigung, von der Wiedergeburt u. s. w., und ihre Anwendung kann daher eben so wenig zum Gegenstand einer besondern Diskussion oder Abstimmung gemacht werden, als die Predigt eines der angeführten Dogmen. So lange eine Kirchenbehörde, eine Kirchengemeinde eine evangelische ist, muß sie nach Maßgabe der Bibel auch Kirchenzucht üben und sich gefallen lassen. Kann ja auch der Natur der Sache nach gar nicht anders sein. Zur Erziehung gehört nothwendig Zucht. Nun ist die evangelische Kirche vorzugsweise Erziehungsanstalt, und zwar die heiligste und ehrwürdigste, die es auf Erden gibt. Dieselbe kann daher der Zucht so wenig entbehren, daß sie vielmehr, wo diese in Verfall gerieth, zu siechen und zu kränkeln anfing, und wo diese gewissenhaft und treu gehandhabt wurde, mit kräftigeren Zügen Odem zu schöpfen, aufzuleben und zu blühen begann. Es ist eine aller gesunden Pädagogik, ja allem gesunden Men-

schenverstande widersprechende Meinung, daß die Kirche keinen scharfen Akzent führen, nicht strafen und züchtigen, nicht wehethun dürfe, nicht wehethun auch am Leib und Leiblichem. Von welchem Erzieher man weiß, daß er sich blos auf Bitten und Ermahnen und Lamentiren beschränkt, der wird zum Hampelmann, mit welchem die Zöglinge ihren Spott treiben und Schindluder spielen. Zu solchem läßt sich nicht einmal der letzte Dorfschulmeister von seinen Schülern, nicht einmal das letzte Bauernweib von ihren Kindern mißbrauchen, und die evangelische Kirche sollte es sich gefallen lassen müssen? Leider hat sie in ihrer übergroßen Sanftmuth und ungesalzenen Liebe etwas gar lange gewartet, bis sie dem Muthwillen, dem Uebermuth und der Frechheit Vieler ihrer Angehörigen mit dem strafenden Ernste begegnete. Die Folgen dieser Nachsicht sind für sie und ihre Diener, sind für alles Wirken der evangelischen Kirche von unberechenbarem Nachtheil gewesen. Schuster und Schneider, Gerber und Bierbrauer, kundenarme Doktorleins und Apotheker, bankerotte Krämer und demokratische Presbyter, jeder Lump und schlechte Kerl, jeder bartlose blödsinnige Bube, sie alle halten sich qualifizirt, über die evangelische Kirche als Bischöfe zu

walten, sie zu korrigiren und zu meistern, derselben ihren Blödsinn und Unverstand, ihre Hirngespinste als untrügliches Gesetz und Wahrheit zu oktroiiren, und die heiligsten Rechte und Einrichtungen derselben als außer Mode zu erklären. Nur eine recht kräftige Uebung der Kirchenzucht wird diesem Unwesen steuern und den verlornen Respekt wiederbringen. Wo das Evangelium nicht mehr ausreicht, da muß das Gesetz in Anwendung kommen. So hat's unser Herrgott von jeher gehalten, so müssen auch wir es halten. Wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen.

Ich weiß wohl, daß unsere zuchtlose Zeit von Kirchenzucht nichts wissen will. Aber das darf die Kirche nicht alteriren. Wie sie sich nicht darf beeinflussen lassen von irgend einer unbiblischen Tradition der Vorzeit, so auch nicht von irgend einer unbiblischen Inspiration der Gegenwart. Für die Kirche muß es genug sein, daß Kirchenzucht in Gottes Wort geboten ist. Als des Herrn Magd hat sie dieselbe zu üben ohne Rücksicht auf etwaige augenblicklich unangenehme Folgen; die mag derjenige tragen, der die Kirchenzucht geboten hat, unser Herrgott. Es gilt für unsere Zeit hauptsächlich, in diesem Punkte Ernst zu machen mit dem formalen Prinzip der evange-

lischen Kirche, wenn ihre Schäden ausheilen, und vor allem eine würdigere Sonntagsfeier hergestellt werden soll. Hätte unser Volk, hätte der Arbeiterstand ein geklärteres Auge, ein richtigeres Gefühl von dem, was ihm fehlt, er würde der Ausübung einer biblischen Kirchenzucht nicht nur nicht entgegen sein, sondern würde sogar alles aufbieten, die kirchliche Obrigkeit dazu zu vermögen. Diejenige Kirche, welche auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, ruht, wird jederzeit mit derselben Freimüthigkeit, mit welcher sie Hohen und Niederen ihre Pflichten vorhält, auch für die Rechte und Freiheiten ihrer hohen wie niederen Bekenner einstehen. Eine Kirchenzucht im biblischen Sinn und Geist kann die Kirche nur stärken, ungemein stärken für die Gewinnung des dem Arbeiter so bedürftigen und wünschenswerthen Sonntags. Auch die weltlichen Regierungen sollten nicht ablassen, von der Kirche zu fordern, daß sie ein System biblischer Kirchenzucht aufstelle und handhabe, weil dadurch speziell nicht nur die Wiederbringung des vollen Sonntags, die ja auch sie wollen und wollen müssen, wenn sie ihr Volk lieben, erleichtert, sondern auch überhaupt die Sittlichkeit und Befähigung zum weltlichen

Bürgerthum gehoben und gefördert wird. Können sich die weltlichen Regierungen hiezu nicht verstehen, so lassen sie der Kirche wenigstens freie Hand, und würdigen sich nicht zu Polizeidienern einer entarteten Welt herab, die den Verlobten Gottes, den Simson der Kirche binden und in der Philister Hände überliefern helfen. Ist aber das Widerstreben so mancher ausgetrockneten Bureaux- oder Papierseele von Oben, so mancher verwilderten Schweinsseele von Unten wider Kirchenzucht und Sonntagsfeier zur Zeit auch noch so stark, die Kirche lasse nur nicht ab, alle Mittel, die ihr von ihrem Herrn zur Verfügung gestellt sind, zur Eroberung des unverkürzten, ungeschmälerten Sonntags in Anwendung zu bringen; der Morgen kommt dann gewiß, wo dieser Tag seinen goldenen Schein in voller evangelischer Glorie über Höhen und Tiefen unseres Landes ausgießt. So siech und krank und welk und abgestorben auch die Gesellschaft ist, doch liegen in ihr noch Keime und Kräfte eines besseren Lebens, einer schöneren Zukunft. Unser liebes Deutschland ist so glücklich, auf seinen Thronen Fürsten zu sehen, die nicht nur den Willen haben, sondern auch größtentheils ernstlich bestrebt sind, dem Evangelium eine Gasse zu machen, es in alle Institutionen und

Verhältnisse wieder einzuführen, religiöses Wesen zu heben und zu fördern. Durch die neuere Wissenschaft geht wieder ein Hauch des Lebens, der die erkälteten Gemüther gläubig erwärmt und sittlich stärkt, der wohl bis zum Pfingststurme anschwellen, alles Morsche und Dürre am Baume der Zeitbildung wegfegen, und einen neuen Kirchenfrühling helfen kann aufwecken. Unser Mittelstand, wie sehr auch von falscher Aufklärung durchwindet, aufgeblasen und entmannt, hat doch noch so viel Instinkt, um es fühlen und begreifen zu können, was ihm noth thue; und in diesem Gefühle haben sich nicht Wenige wieder aufgemacht, zu dem lebendigen Brunnen des Heils zurückzukehren und sich mit den Ihrigen im Geiste ihres Gemüthes zu erneuern. Von alter überkommener Christensitte liegen noch so viel zerstreute Trümmer unter uns umher, daß, wenn sie gesammelt, gehörig verwendet und verwerthet werden, mit ihnen ein solides Fundament eines neuen, gesunden und kräftigen Familien- und Volklebens gelegt werden kann. Die Kirche ziehe diese Kräfte nur in ihren Dienst, helfe sie ausbilden, ordne, organisire sie, weise ihnen ihre rechte Stelle an, und sie wird finden, daß sie noch mächtig genug ist, den Kampf mit der Christusfeindlichen Welt

aufzunehmen, und die volle Sonntagsfeier wieder herzustellen. Die weltlichen Regierungen, die jetzt dazu noch nicht willig sind, werden auf die Dauer dem Andringen und den Vorstellungen um ein Sonntagsgesetz nicht widerstehen können. Dann wird zu den vielen Triumphen, welche die evangelische Kirche in ihrer Leidensgestalt ohne äußeren Eklat, vielmehr stille streitend, ringend, thränend und blutend gewonnen hat, auch der gezählt werden dürfen, den rechten Sonntag wieder erobert und gesichert zu haben. Wollen aber die weltlichen Regierungen an diesem Triumphe, der gewiß für ihr Volk segensreicher ist, als viele gewonnene Feldschlachten, wirklich durch ein Sonntagsgesetz theilnehmen, so müssen sie dieses aus dem Zeug und Material der Kirche schaffen, aus der Bibel heraus entwickeln, und vor allen Dingen auf das Gesetz der evangelischen Freiheit basiren. Der Inhalt nachstehender Artikel dürfte dabei nicht ganz übersehen werden können.

Artikel I.

Die Freiheit, den Sonntag zu feiern, darf Niemand verkümmert oder geraubt werden.

Artikel II.

Alle Verträge, eingegangene Verbindlich-

keiten, welche dieser Freiheit Eintrag thun, sind in diesem Betreff ungültig.

Artikel III.

Vom Besuch des öffentlichen Gottesdienstes darf Niemand abgehalten werden.

Artikel IV.

Der Gottesdienst darf in keiner Weise gestört werden.

Artikel V.

Vom Samstagabend an dürfen den ganzen Sonntag über keine Märkte, Tanzmusiken, Bälle, Theater oder andere Vorstellungen und weltliche Umzüge gehalten werden. Geistliche Freuden und Genüsse sind jedoch erlaubt.

Artikel VI.

Keine Versammlungen für zeitliche Interessen, wohl aber für religiöse, können am Sonntag stattfinden.

Artikel VII.

Vor drei Uhr des Nachmittags darf kein Kaufladen, Wirthshaus, öffentlicher Vergnügungsort geöffnet oder besucht werden; den ganzen Sonntag über bleiben Schaufenster geschlossen und Ausstellungen verboten.

Artikel VIII.

Eisenbahnzüge, Militärparaden, Schiff-

fahrten, Fahrten auf der Achse, Viehaustreiben sind am Sonntag untersagt.

Artikel IX.

Alles Jagen und Hetzen ist verboten.

Artikel X.

Niemand darf öffentlich mit Arbeitswerkzeugen erscheinen, ausgenommen in Nothfällen.

Artikel XI.

Kein Beamter des Staats, der Gemeinde, einer Gesellschaft darf am Sonntag Amtsverrichtungen vornehmen, oder zu diesem Zwecke Leute empfangen, wenn nicht Gefahr auf dem Verzug ruht.

Artikel XII.

Alle Arbeiten, die nicht im strengsten Sinn Liebes- und Nothwerke sind, müssen unterbleiben.

XII.

Joseph lebt noch.

Sollte ein solches Gesetz anfänglich auch nicht populär sein, Gerechtigkeit und Wahrheit weichen übrigens vor keiner Unpopularität zurück, es wird sich seine Popularität schon erringen. Nur frisch und entschlossen voran.

Die Regierungen und Oberen sind überhaupt nicht dafür da, um hinter dem Volke her bei der Bagage zu marschiren, sondern ihm die Oriflamme vorzutragen. Ist die Bildung des Volks einmal wieder eine solidere geworden, hat das Volk einmal wieder etwas von wahrer Sabbathsfeier und Sabbathsruhe geschmeckt, wird es auch gerne seine Sonntagsfeier in Einklang bringen mit den nur scheinbar lästigen Bestimmungen der heiligen Schrift. Die Völker, welche den Sonntag heute noch in seiner ganzen biblischen Strenge feiern, wie die Holländer, Engländer, Schottländer, fühlen sich davon nichts weniger als beengt und gedrückt, sind nichts weniger als sauertöpfische Kopfhänger und düstere Verächter jeder menschlichen, erlaubten Freude. Ein Deutscher erzählt von einem Sonntag, welchen er in der schottischen Stadt Glasgow zugebracht, also: „Bezeichnend ist es, daß ich den Sonntag überall in Schottland weniger als Sonntag und des Herrn Tag, sondern fast ausschließlich als Sabbath habe bezeichnen hören. Es ist dies nicht ohne Bedeutung, denn die Schotten gehen mit der Begründung der Sonntagsfeier auf das alte Testament zurück und machen geltend, was Israel bezüglich des Sabbaths zu halten verbunden war. Doch soll

man ja nicht glauben, daß der Sonntag und seine Feier dadurch etwas Gezwungenes oder Finsteres und Abstoßendes erlangt habe. Nein, so ernst auch der schottische Sabbath ist, so erscheint er dem Christen doch als ein Ruhe- und Segenstag, und für alle Schätze der Welt würden die Christen in Schottland ihn nicht mit einem sogenannten Sonntag in Deutschland oder Frankreich vertauschen, der kein Tag der Ruhe, sondern meist der größten Anstrengung im Dienste der Welt und der Sünde ist. Die sonst durch ihren Handel und durch ihre vielen und verschiedenen Fabriken in großer Thätigkeit befindliche Stadt ist am Sonntagmorgen mit einem Male ganz still geworden; aller Lärm, alles Geräusch, alles Fahren hat aufgehört, selbst die sonst so mächtig rauchenden Schornsteine haben für den Sonntag ihr Feuer eingestellt. In den Morgenstunden erscheinen die Straßen fast ausgestorben, die Kaufläden sind für den ganzen Sonntag alle geschlossen, und man sieht nur hie und da einzelne Erwachsene oder Kinder, wahrscheinlich in unaufschiebbarer Botschaft, dahingehen. So bleibt es etwa bis zehn Uhr. Die Kirchen lassen ihr erstes Geläute hören, und bald öffnen sich die Hausthüren und von allen Seiten strömen Erwachsene und Kinder, Herr-

schaften und Dienstboten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in sonntäglichem Schmuck heraus, und bewegen sich nach den Kirchen, zu welchen ihres Herzens freie Neigung sie zieht. Die 139 Kirchen, die meist geräumig sind, füllen sich, und ein Jeder gibt beim Eintritt in die Kirche seine Steuer für die Unterhaltung des Gotteshauses, damit kein Klingelbeutel während des Gottesdienstes die Andacht störe. Und so findet man von den 400,000 Bewohnern beinahe die Hälfte in den Kirchen. Völlige Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit herrscht in einer jeden gottesdienstlichen Versammlung der Schotten. Es wird ein Lied gesungen, ein Gebet vom Prediger auf der Kanzel aus dem Herzen gesprochen, dann wieder gesungen und darauf folgt die Predigt, worauf Gesang, ein abermals freies Gebet und der Segen den Schluß bilden. Die Kirchen sind ganz einfach; kein Bild, kein Altar, keine Verzierungen, nichts, was das Auge in Anspruch nähme und vom Hören des Wortes abziehen könnte.

Eine Eigenthümlichkeit, die in ganz Schottland stattfindet, ist, daß die beiden Gottesdienste des Vormittags und Nachmittags dicht nach einander gehalten werden. In einigen Kirchen gehen die Leute gar nicht nach Hause, sondern nach einer kurzen Pause folgt auf den

ersten Gottesdienst der zweite, ganz in derselben Weise, wie ich ihn oben beschrieben habe. In der Kirche, wo ich dem Gottesdienst beiwohnte, dauerte der erste von eilf bis ein Uhr, der zweite von zwei bis halb vier Uhr. Mehrere Gemeindeglieder, die etwas entfernt von der Kirche wohnten, gingen deshalb gar nicht nach Hause, sondern verzehrten in einem an der Kirche gelegenen Schulzimmer ein einfaches, trockenes Frühstück, und gingen dann wieder in die Kirche. Erst nach dem zweiten Gottesdienst findet das Mittagsmahl statt, das in vielen Familien auch kalt, aus am Samstag bereiteten Speisen besteht. Das geschieht aber keineswegs aus jüdischer Gesetzlichkeit, sondern aus christlicher Liebe, um den Dienstboten die Last am Sonntag abzunehmen und sie ebenfalls an den Segnungen des Tages im Gotteshause theilnehmen zu lassen. Um fünf Uhr versammeln sich die Sonntagsschulen. Kinder aus allen Ständen werden theils in Schulzimmern, Kapellen und Kirchen, theils in Wohnstuben gesammelt und in kleinen Kreisen von Handwerkern, Frauen und Jungfrauen in der biblischen Geschichte und christlichen Lehre unterrichtet. (Ist ein Beweis, daß hinter dem Schulmeistern nicht so viel steckt, und durchaus keinen Grund gibt, die Nase

so hoch zu tragen, als wäre man ein Hauptlicht der Aufklärung, weil man die Kinder das Abc lehrt). Wenn das Lokal es zuläßt, werden zum Schluß sämmtliche kleinere Kreise vereinigt, und der Aufseher hält noch eine Ansprache an die Kinder. Gewöhnlich treten größere Kreise der Sonntagsschullehrer und Lehrerinen zusammen und entwerfen einen Plan für ein ganzes Jahr, und dies wird gedruckt jedem Lehrer in die Hand gegeben. An einem Abend in der Woche versammeln sich die Lehrer und Lehrerinen, der Schriftabschnitt für den nächsten Sonntag wird von Einem praktisch erklärt und von sämmtlichen Anwesenden eingehend besprochen, so daß ein Jeder dadurch für den Unterricht vorbereitet ist.

In diese Tageszeit fällt auch in Schottland die Predigt im Freien, etwa von fünf bis sieben Uhr. Ich ging nach dem „Green,“ einer großen Wiese dicht bei der Stadt, und sah Tausende von Menschen, die sich da ergingen. An verschiedenen Stellen hatten sich große Menschenmassen versammelt, und in der Mitte derselben ragte Einer hervor, der eine Predigt hielt. Es waren ihrer etwa sechs, die von je zweihundert bis fünfhundert, auch wohl mehr Menschen umgeben waren, welche mit Aufmerksamkeit, Stille und Begier der Pre-

digt zuhörten. Etliche gingen wohl weg, andere traten herzu, aber ohne alle Störung. Nirgends sah ich, daß sie dem Bier- und Branntweintrinken oder anderen rauschenden Lustbarkeiten sich hingaben, und dennoch sahen die Leute wohl und vergnügt aus. An der einen Seite der Wiese kam ich an eine Bude, die vor kurzem ein Pfennigtheater war. Als der Eigenthümer wegen geringem Zuspruch bankrott wurde, kam die Bude zum Verkauf. Ein wohlhabender Mann kaufte sie und bestimmte sie zum Gottesdienst für die ärmeren Leute. Ich trat ein, der Gottesdienst hatte schon angefangen. Da saßen Männer in ihren Arbeitsjacken, Frauen in ihren Hauskleidern, alle aus den allerniedrigsten Ständen, auf den Sitzen, wo vor kurzem noch Schaulustige gesessen waren, sie nur begierig zu hören die einfache Bibelerklärung, die der berühmte Professor Martin aus Aberdeen ihnen hielt. Solcher Abendgottesdienste werden viele in allen Theilen der Stadt gehalten von Predigern und Stadtmissionären, und dienen dazu, die ärmsten Leute, die sich schämen, in ihrer elenden Kleidung in die Kirche zu gehen, zu erbauen. In den Straßen Glasgows fanden sich sehr viele Leute, die in kleineren oder größeren Gruppen herumstanden oder umher-

gingen. Aber alles war ruhig und gesetzt. Man hörte kein Schreien und Juchen, ja kein unziemliches Wort. Man sah es den Leuten an, daß sie sich von der Mühe und Arbeit der Woche an diesem Tage erholten.« Von Norden her fluthete der Christenglaube schon einmal in die Ebbe des germanischen Lebens; über den Kanal herüber ist uns Deutschen schon einmal bei großer Noth das Brod des Lebens zugekommen. Hoffen wir, daß das Beispiel eines gewissenhaften, im Sinn und Geist des Evangeliums gefeierten Sonntags, das uns unsere nordischen Brüder geben, nicht ohne Einfluß auf uns bleibt. Mich tröstet's, zu wissen: »Joseph lebt noch.«

Ist einmal unser deutsches Volk auf der Höhe einer solchen Sonntagsfeier angelangt, wo die That seiner Sonntagsfeier und der Geist des Evangeliums sich decken, beide zu schöner Harmonie versöhnt und verschmolzen sind, dann hat es seine Heimath, so weit es eine solche auf Erden gibt, gefunden, wo sein Frühling blüht, seine Lebensquelle rauscht. Dann wird eine der Ketten, damit es bisher gebunden war, nach der andern von ihm fallen; einer seiner trügerischen Sterne, wornach es bisher geschaut, wird nach dem anderen vom Himmel sinken. Hundert Klagen, für die

man heute keine Abhilfe kennt, werden von selbst verstummen; hundert Abgründe, die man heute nicht zu überbrücken weiß, werden sich von selbst schließen; unzählige Wünsche werden reifen, unzählige Hoffnungen sich erfüllen. Dies Volk wird es alsdann erfahren, daß es doch etwas nützt, Gott dienen. In seinen Kornsäcken obenauf wird es einen Goldbecher finden, der kostbarer ist, als alles Getreide, das es mit viel Schweiß und Angst und Mühe und Noth erkauft hat. „Alsdann, mein Volk, wirst du wieder Lust haben am Herrn, und ich will dich über die Höhen auf Erden schweben lassen, und will dich speisen mit dem Erbe deines Vaters Jakob: denn des Herrn Mund saget es.“ „Gott, laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir.“

Amen.

Inhalt.